

XIV

4A-35754

2.

Kotzebue
Laurens

2

Ki.S.

U-58

4 XIVA-35754 II-586

Die jüngsten Kinder meiner Laune

von
A. v. Rosebue.



Zweytes Bändchen.



Leipzig,
bey Paul Gottlieb Kummer, 1794.

Die Jungfer
Kinde
Kunde

W. v. K.



TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

L 31819771

Handwritten text, possibly a name or title.

An

die Frau Gräfin
Josephine von Pacht,

geborene Gräfin von Canal,

in Prag.

Handwritten text, likely the beginning of a letter, mentioning names and titles.

Nur Freunde ertragen Launen. Ich wage es, Sie, liebenswürdige Frau, meine Freundin zu nennen. Wollte der Himmel, meine Ansprüche auf Ihre Nachsicht wären eben so gegründet, als die Ihrigen auf meine wärmste Hochachtung.

Vergnügen gebe ich dem Publikum einen Beweis, daß ich nicht so eitel bin, als der Verfasser des Buches über Humanität mich gern machen möchte.

Dieser Band enthält größtentheils eigne Einfälle; zuweilen bearbeitete Ideen anderer Schriftsteller, kurz, Launen. Neval, den 8ten Januar, 1794.

Der Verfasser.

Inhalt

Inhalt
 Die geheilte Schwärmerin
 Ausbruch der Verzweiflung.
 Ein paar alte Zeitungsnachrichten.
 Am 1sten September 1793.
 Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu seyn?
 Standrede am Grabe einer Fledermaus.
 Der Tod des Fürsten D...
 Die hartnäckige Wette.
 Brief eines Einfielers an seinen Freund.
 Der Garkoch und der Bettler.
 Weiberwitz.
 Wischwaschi.
 Die Geschichte einer Selavin der Religion.
 Briefe zweyer Liebenden.
 Was ist grob und was ist höflich?
 Von einer Sammlung der ältesten Schauspiele.
 Ein Beytrag zu Knigges Buch über den Umgang mit Menschen.

881	Die geheilte Schwärmerin	1
222	Ausbruch der Verzweiflung.	49
222	Ein paar alte Zeitungsnachrichten.	62
	Am 1sten September 1793.	68
	Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu seyn?	72
	Standrede am Grabe einer Fledermaus.	76
	Der Tod des Fürsten D... D... D...	79
	Die hartnäckige Wette.	81
	Brief eines Einfielers an seinen Freund.	84
	Der Garkoch und der Bettler.	99
	Weiberwitz.	102
	Wischwaschi.	109
	Die Geschichte einer Selavin der Religion.	114
	Briefe zweyer Liebenden.	120
	Was ist grob und was ist höflich?	155
	Von einer Sammlung der ältesten Schauspiele.	161
	Ein Beytrag zu Knigges Buch über den Umgang mit Menschen.	169
		Die

krumme Beine hatte, noch keine Mannspersonen gesehen. Sie begriff aber sehr wohl, daß es noch Mannspersonen geben müsse, welche nicht schielen, und auf geraden Beinen einher wandern. Sie hatte sich aus Werther und Tom Jones, ein Mittelbing zusammengesetzt, schön wie der Morgen, warm wie der Mittag, zärtlich wie der Abend, und belohnend wie die Nacht. Sie hatte dies Geschöpf ihrer jugendlichen Einbildungskraft zu ihrem Liebhaber ernannt, bald nachher machte sie ihren Gatten daraus, und dieser Lustgemahl war immer zärtlich, immer zuvorkommend, immer den Liebhaber spielend; kurz, man sah wohl, daß Louise das Buch über die Ehe nicht gelesen hatte.

In der Nachbarschaft wohnte ein reicher Edelmann von funfzig Jahren, der einen Sohn hatte, welcher zwanzig Jahre jünger war als sein Vater. Der junge Baron Thurn kam von Reisen zurück, hatte an vielen Höfen viel Langeweile erlitten, und sein unverdorbenes Gefühl war glücklicherweise im Strudel der großen Welt immer

immer oben auf geschwommen, wie das Del, welches der bedrängte Schiffer ins stürmende Meer gießt. Der Fürst des Landes hatte ihm endlich einen Kammerherrn-Schlüssel an die rechte Hüfte gehängt, und er kam nach Hause, um zu versuchen, ob er die Schatzkammer der Natur auch ohne diesen Schlüssel aufschließen könne.

Seine Hoffnungen betrogen ihn diesmal nicht, denn sie waren nicht auf Menschen gebauet, sondern auf sein eignes Herz. Er las und schrieb, jagte und blies auf der Flöte, war gesund und folglich froh.

Eines Tages lag er am Abhang eines Hügel und über sah ein Kornfeld, auf welchem die Schnitter arbeiteten. In der Ferne erblickte er ein schönes schlankes Mädchen, weiß gekleidet, ihr kastanienbraunes Haar ringelte sich unter dem Strohhut hervor; sie stand und sah den Arbeitern zu. Der junge Baron lag und sah ihr zu, und hätte viel darum gegeben, wenn

es klar, daß er eine tiefere Wunde im Herzen trage, als die Bäuerin im Fuße.

Er ritt daher am andern Morgen den kürzesten Weg zu Luifen, und wählte den kürzesten Weg, seine süße Qual zu endigen, das heißt, er sprach zum Vater: „Wollen Sie mir Ihre schöne Tochter zur Frau geben?“

Der Vater sagte Ja, denn der reiche Baron besaß alles, was einem Vater gefällt; und die Tochter sagte auch Ja, denn der schöne Jüngling trug eine Gestalt, welche den Töchtern behagt. Wenig Wochen nachher sagten die jungen Leute Ja vor einem Priester, und wenig Wochen nachher zogen sie in die Residenz, um den Winter daselbst zuzubringen.

Ganz unähnlich fand Luise ihren Gemahl nicht dem Lustbild, welches sie seit dem vierzehnten Jahre mit sich herumtrug; aber auch nicht ganz ähnlich. Er war ein gesetzter Mann, der nie schwärmte, selten tändelte und herrlich liebte.

„Um meine Frau glücklich zu machen, sprach er zu sich selbst, muß ich damit anfangen, ihre Freund zu seyn; ich muß ihr Vertrauen gewinnen, denn ein Mann, der Furcht erweckt, will betrogen seyn, und ist es gewöhnlich. Ich darf nie den Liebhaber spielen, denn mit einem Liebhaber geht man nie aufrichtig um. Freundlich, gefällig, aufmerksam, zärtlich; aber nie überläßig, nie leidenschaftlich, oder mißtrauisch; das sind die Eigenschaften eines liebenswürdigen Gatten.“

So lautete sein Selbstgespräch, und wie das ihrige?

„Es ist doch sonderbar, ich bin jung und schön, und mein Mann liebt mich nicht. Der ruhige Besitz hat ihn kalt gemacht. Hab ich Gesellschaft; so läßt er mich allein. Will ich ausfahren, so hat er nie Etwas dagegen einzuwenden. Komm' ich nach Hause, so empfängt er mich freundlich, und fragt nicht einmal: Wo kommen Sie her? — Ich will
U 4 „seine

seine Liebe prüfen, ich will ihn eifersüchtig machen. Die Männer, und auch immer zu gefallen, muß man auch quälen. Man sey züchtig, treu, zuvorkommend; so wird man vermählt. Ein gleichförmiges Glück macht auch Langeweile. Ohne Widerstand kein Vergnügen. Launen, Koketterie, Statterhaftigkeit; das ist die Würze, die einen verführten Gaumen reizt. Wohlan! mein Herr Baron, ich bin Ihnen herzlich gut, aber ich will anfangen, Sie daran zweifeln zu lassen. Wir wollen sehen, ob wir Ihnen nicht die unausstehliche Ruhe benehmen können, die einen ewigen Frühling auf Ihr Gesicht zaubert.

Gesagt, gethan. Luise stürzte sich in einen Wirbel von Zerstreungen, sie spielte die Kette, zwar ziemlich schlecht, aber sie spielte sie doch. Sie lieb Allem, was sie that, den Anstrich des Geheimnisses, gab und empfing Besuche ohne ihren Mann.

Da haben wir! sagte der Baron, meine Frau ist ein Weib wie alle andere. Eine Ehe
von

von vier Monaten macht ihr Langeweile. Lasse ich sie merken, daß ich verliebt in sie bin, so mache ich mich noch obendrein lächerlich. Ich muß mich verstellen und schweigen. Sanftmuth und Gefälligkeit gewinnen zwar nicht immer Herzen, aber Klagen und Vorwürfe nie. Er schwieg, verbannte jeden Schein von Zwang, und verdoppelte seine zuvorkommende Aufmerksamkeit.

Luise wurde ungeduldig. „Mein Gott! sagte sie, ich mag thun, was ich will, dieser Mensch wird mich nie lieben. Er schläft noch immer ruhig, er isst und trinkt gut, nichts stört seinen Gleichsinn. Soll ich mein Leben mit einer Marmorbüste vertrauen, die weder lieben noch hassen kann? — Nein, Amor und Hymen vertragen sich nicht, Freiheit ist die Mutter der Liebe! — Mein Gemahl ist ein Biedermann, das gesteh' ich gern; aber wenn ein Biedermann Langeweile macht, was soll man thun?“

So vergiftete Schwärmerey dieß junge Herz, und die verpestete Hoflust that das übrige. Luise wurde mürrisch, launisch, kalt gegen die Freunde ihres Mannes, und blätter gegen ihn selbst.

„Sie liebt mich nicht! rief der junge Baron schmerzvoll, „wenn ich fortfahre sie mit meiner Zärtlichkeit zu quälen, so wird sie mich endlich hassen. Luise mich hassen! da sey „Gott für!“

„Madam, sagte er eines Abends zu ihr, „wir leben nicht glücklich mit einander.“

Luise. So scheint es.

Der Baron. Ich frage nicht warum? Das Herz hat selten Gründe.

Luise. (bitter). Vortrefflich!

Der Baron. Sie gaben mir Ihre Hand, ohne mich zu kennen, das ist zum Theil meine Schuld.

Luise. Sehr großmüthig.

Der Baron. Ich will mich dafür bestrafen, ich will mich selbst aus Ihrer Gegenwart

wart verbannen. Sie bewohnen Ihren Flügel und ich den meinigen; wir werden uns selten sehen.

Luise (mit unterdrückten Thränen). Nach Ihrem Gefallen.

Der Baron. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich fordere nichts, als was Wohlstand, Erziehung und Ihr eignes Herz Ihnen vorschreiben.

Luise. Gewährt, mein Herr.

Der Baron. Sie haben von diesem Augenblicke an Ihre eigene Tafel, Bedienung, Equipage —

Luise. Ich nehme es mit Dank an.

Der Baron. Leben Sie wohl.

Er sagte die letzten Worte mit ersticker Wehmuth. Er öffnete die Thür, und sah sich noch einmal um. Auf Luizens Wange glühten Stolz und Liebe. Die Liebe wollte reden, der Stolz haschte ihr das Wort vom Munde. Sie schwieg und der Baron gieng, verschloß sich in sein Zimmer und weinte. Ueber seinem Ruhe-

bette

bette hieng ein Gemälde von Darbes, seine Frau in der weißen Tracht mit dem Strohhute, wie er sie zum erstenmale sah. Dieß Bild war von nun an seine einzige Gesellschaft, ihm vertraute er seinen Kummer, ihm klagte er seine Leiden.

Luisé machte indessen Gebrauch von ihrer Freiheit. Sie sammelte einen glänzenden Hof um sich her, sie gab Souper, Ball, Konzert; Alles, was auf den guten Ton Auspruch machte, drängte sich in ihren Birkel. Natürlich fehlte es einem jungen schönen Weibe von siebenzehn Jahren auch nicht an Bewunderern. Hundert Schmetterlinge flatterten um die Rose, die nur von den wohlthätigen Dornen der Unschuld vertheidigt wurde.

Sagt erschien der junge Graf Lalli, der fürchtbarste Stutzer des Hofes. Es war entschieden, daß Niemand ihm widerstehen konnte, und die Damen ersparten sich die vergebliche Mühe. Er war schön wie der Morgen, voll

Anstand

Anstand und Grazie. Er sprach wenig aber gut, Blick und Stimme gaben den geringfügigsten Dingen in seinem Munde einen Werth. Er war ein Geck; aber er verstand die Kunst, mit Anstand ein Geck zu seyn. Bescheidner Stolz thronte auf seiner Stirn. Er entschied über Alles, doch immer mit wenigen sanften Worten. Widerspruch hörte er gefällig, ein Lächeln war gewöhnlich seine ganze Antwort. Nie bestritt er eine fremde Meinung, nie gab er sich die Mühe von der seinigen einen Grund anzugeben. Mit einem hohen Begriff von sich selbst, verband er die höflichste Aufmerksamkeit für andere.

So hatte er sich, ohne recht zu wissen wie, zum Drakel aller Gesellschaften gemacht. Man wählte kein neues Kleid, keine Farbe eines Wagens ohne seinen Geschmack zu Rathe zu ziehen. Das ist artig, das ist hübsch, waren kostbare Worte aus seinem Munde, und sein Schweigen ein Verdammungsurtheil. Eben so stempelte sein Beyfall auch Schönheit, Talent, Wig und Geist. Die Dame, die er mit

feiner

seiner Aufmerksamkeit beehrte, war von dem Augenblick in der Mode, und jeder Nebenbuhler trat schüchtern zurück.

Arme Luise! Genug, und mehr als genug, für ein unerfahrenes Herz, für ein Weib, das mit seinem Gatten unzufrieden ist.

Sie staunte über seine Schönheit, mehr noch über seine Bescheidenheit. Ehrfurchtsvoll trat er herein, und setzte sich auf den untersten Platz. Aber sogleich flogen alle Blicke nach ihm, und lustwandelten auf ihm herum. Seine Kleidung war ein Muster des Geschmacks, die jungen Herren rings umher studirten sie aufmerksam. Spitzen, Stickerey, Degengefäß, Alles ward begafft, und die Namen der Kaufleute, deren Kundmann er war, und der Handwerker, die für ihn arbeiteten, sorgfältig aufgeschrieben.

„Sonderbar! ruft man aus; nur Er hat diese Muster, diese Farben —“

„Die

„Die Industrie, erwidert Lalli bescheiden, ist so hoch gestiegen, daß dem Geschmack nur die kleine Mühe übrig bleibt, sie zu beschaffigen.“

Die ganze Gesellschaft glaubt, Graf Lalli habe etwas tief durchdachtes gesagt. Er glaube es selbst und nimmte eine Prise Taback. Seine Dose erregt neues Staunen. Sie war indessen nur von einem jungen Künstler, dem Lalli empor helfen wollte. Man verlangte von Allem die Preise zu wissen; er lächelte und wußte sie nicht. Man schüßerte und nannte die Dame, die seine Ausgaben besorgte.

„Ich bin beschämt, gnädige Frau, rante er Luise'n ins Ohr, daß diese Kleinigkeiten eine Aufmerksamkeit beschäftigen, welche sich auf keinen weit interessanteren Gegenstand concentriren sollte. Ich muß hören, ich muß reden, indessen ich bloß zu sehen wünsche. Wie hat meine Gefälligkeit mich mehr gekostet; und ich hoffe, Sie werden mir erlauben, mich dafür

„in

„in einem ruhigem Augenblicke schädlos zu
hätten.“

„Ein Mann wie Graf Kalli ist immer
„willkommen,“ antwortete Luise erröthend, und
dies Eröthten, und das zärtliche Lächeln, mit
welchem Graf Kalli seine zehrfurchtsvolle Vere-
beugung begleitete, ließen die flüsternde Gesell-
schaft vermuthen, daß die Intrigue schon ab-
gelaufen sey. Luise, welche einigen Worte aus
Müde gewant für nichts Böses hielt, und nichts
weniger als ein Mendevous gegeben zu haben
glaubte, wurde nicht einmal gewahr, daß die
Weiber sich gewisse Blicke zuwarfen, und die
Männer sich kleine Spötereien entschlüpfen
ließen.

„Aber Kalli geht, und Luise ward zerstreut.
Man lenkte das Gespräch auf ihn, selbst seine
Nebenbuhler und Luises Nebenbuhletinnen
sprachen zu seinem Lob. Von zwanzig Frauen,
deren Güte er besessen, hatte keine sich über
ihn zu beklagen. Luise entschlüpfte kein Wort.

„Zwan-

„Zwanzig Frauen! wiederholte sie bey sich selbst,
„das ist viel! aber was Wunder! der sieht Eine,
die ihn auf immer fesseln könne, und selbst ei-
ner beständigen Leidenschaft fähig sey.“

Der Morgen kam, man erwartete ihn,
man wurde unruhig, er kam nicht; man hatte
Laune, er schrieb, man las sein Billet, und
die Laune verschwand. Er war in Verzweif-
lung die schönsten Augenblicke seines Lebens ver-
lieren zu müssen — Ueberlästige belagerten ihn
— er konnte nicht entweichen — denn diese
Ueberlästigen waren wie gewöhnlich Leute von
Stande — aber er bat dringend um Erlaub-
niß, am andern Morgen recht früh kommen zu
dürfen, um u. s. w.

Der Abend kam. Luise empfing ihre Ge-
sellschaft mit Kälte, man bemerkte es, und er-
rieth die Ursache.

„Graf Kalli wird heute nicht hier seyn,“
hub die geschminkte Baronesse A. an, „er speißt
„auf dem kleinen Landhause der Gräfin B.“

B

Luise

Lulise erbatte. „Ich will den Teufeln
 „nie wiedersehen,“ sprach sie zu sich selbst. —
 „Aber warum nicht? — wer weiß ob nicht
 „Bosheit oder Eifersucht aus den geschminkten
 „Lippen der Baronesse A. sprechen? — Und
 „was wage ich am Ende dabey ihn noch Cimal
 „zu sehn? — muß ich ihn nicht hören, bevor
 „ich ihn verdamme.“

Der Morgen kam. Lulise saß an ihrer
 Toilette. Lall trat herein wie ein Polisson,
 aber wie der artigste Polisson von der Welt.
 Lulise erschrad, einen Menschen, den sie kaum
 kannte, na nachlässigsten Negligee erscheinen zu
 sehn, und hätte er ihr Zeit gelassen, vielleicht
 wäre sie böse geworden. Aber er sagte ihr in
 einem Athem so viele schöne Dinge über ihre
 frische Farbe, ihr schönes Haar u. s. w., daß sie
 nicht den Muth hatte zu zürnen.

Das kleine Landhaus der Gräfin D. fiel
 ihr wieder ein, aber es wäre unschicklich gewes-
 sen, jetzt schon Eifersucht merken zu lassen, und
 ein

ein Vorwurf konnte sie verrathen. Sie be-
 gnügte sich, nachlässig zu fragen: wo er seinen
 Abend zugebracht habe?

„Wo? verbatte Graf Lall; weiß ich es
 „selbst? S wie ermüdend ist die große Welt!
 „Selig der von Allen vergessen wird, und
 „Alles vergißt, um nur für sich und die Liebe
 „zu leben. Glauben Sie mir, gnädige Frau,
 „wenn Ruhe und Freiheit Ihnen lieb sind,
 „retten Sie sich aus dem Wirbel, der Sie um-
 „giebt. Woju alle die Schmetterlinge, die
 „Ihnen den Hof machen? Ein Feder schmei-
 „helt sich mit Ihrer Eröherung. Oder haben
 „Sie vielleicht schon eine Wahl getroffen?

Lalls unbefangene Vertraulichkeit hatte
 Luffen gleich etwas verwirrt, die letzte Frage
 machte sie vollends stumm. Lall würde es ge-
 wahr. „Ich war vielleicht unbescheiden —
 führe er fort.

„Keinesweges,“ erwiderte Luffe kühl,
 „ich habe keine Geheimnisse. Das Plakern der

„jungen Herren betustigt mich, aber keine von ihnen scheint mir einer ernsthaften Neigung werth.“

Lalli fand ihr Urtheil zu streng und sprach mit Nachsicht von seinen Nebenbuhlern. „Herr von C. zum Beispiel, sagte er, könnte liebenswürdig seyn; er hat wenig Kenntnisse, und das ist Schade, denn er spricht artig genug von Dingen, die er nicht versteht, und das beweist, daß mit ein wenig Mutterwitz man die Kenntnisse leicht entbehren kann. Herr von D. ist ein Etourbi, aber wenn eine Frau von Welt sich die Mühe nimmt, das erste Jungensfeuer zu dämpfen, so kann Etwas aus ihm werden. Der Major E. ist ein Mann von Empfindung, und ich glaube seine Naive Dummheit würde mir gefallen, wenn ich ein Frauenzimmer wäre. Das ist eine Peute für die Schlingen irgend einer Kokette. Der Kammerjunker F. ist ein eingebildeter Geck, aber lassen Sie ihn nur erst fünf- oder sechsmal aus dem Korbe gestochen seyn, und Sie werden

„erstau-

„erstaunen über seine Bescheidenheit. Insbesondere sind alle diese Herren vor der Hand nicht Ihre Sache, und doch sind Sie frey. — Was machen Sie mit dieser Freyheit?“

Luise. Ich suche sie zu genießen.

Der Graf. Poffen! man genießt seine Freyheit nur in dem Augenblick, da man darauf Verzicht thut. Sie sind jung und schön, wenn Sie Ihr Herz nicht bald verschenken, so verschenkt es sich selbst. Aber die Wahl ist freylich wichtig. Sie werden lieben, wo nicht, so werden Sie doch geliebt worden, das ist sehr natürlich. Aber in Ihrem Alter muß man einen Liebhaber wählen, der zugleich Rathgeber und Freund sey; einen Mann vor Welt, der Sie vor Gefahren warne —

Luise. (mit einem höhnlischen Lächeln). Einen Mann, zum Beispiel wie Sie, Herr Graf —

Der Graf. Wahrhaftig ja! mit mir würden Sie nicht übel fahren; und wäre ich nicht so belagert, wüßte ich mich loszuwinden —

Luise: Ich thun Sie das nicht, es würde Ihnen zu viele Opfer kosten, und mir zu viele Feinde machen.

Der Graf (kalt): Opfer, gnädige Frau? keinesweges! ich werde Ihnen nie etwas aufopfern. Verlassen, was man wenig achtet, und erringen, was man feurig wünscht, ist kein Opfer. Was die Feinde betrifft, so kümmert das wenig, wenn man Verstand und Muth hat sich selbst zu leben.

Luise: Man ist furchtsam in meinem Alter. Und wäre es auch nur die Verzweiflung einer Gräfin B., vor welcher ich zittern müßte.

Der Graf (ohne im geringsten betroffen zu seyn): Gräfin B.? Die Gräfin B. ist eine gute vernünftige Frau, die gar nicht verzweifeln wird. Ich merke wohl, daß man geschäftig gewesen ist. Wohlan, hier ist meine Geschichte mit ihr. Die Gräfin ist im Selbst ihres Lebens. Um von der großen Welt nicht vergessen zu werden, hat sie mich gebeten, ihr einige Aufmerksamkeiten zu bezeigen. Es wäre

unartig gewesen ihr das abzuschlagen. Um unsern Rendezvous mehr Glanz zu geben, hat sie ein kleines Landhaus gekauft. Ich habe ihr genug vorgestellt, daß es nicht der Mühe werth sey, und daß ich ihr höchstens einen Monat zusehen könne. Ohne mein Wissen und Willen ist das kleine Landhaus sehr zierlich meublirt worden, und — die Hauptsache — ich habe versprechen müssen, mit der Miene des Geheimnisses dort zu soupiren. Das geschah gestern Abend. Um den geheimnißvollen Schleyer noch dichter zu weben, hatte die Gräfin nicht mehr als fünf oder sechs von ihren Freundinnen eingeladen, und mir nicht mehr als fünf oder sechs von meinen Freunden mitzubringen erlaubt. Ich gieng also hin, that als amüsire ich mich herrlich, war galant, zärtlich, lähn — kurz, ich ließ die Gäste wegfahren, und verließ die Wirthin erst eine halbe Stunde nachher. Das war, glaube ich, alles, was der Wohlstand erheischte. Auch schien die Gräfin entzückt, und ist nun wieder für ein ganzes Jahr sicher, einen glänzenden Zirkel um sich zu sehn. Geschehen Sie, gnädige

Frau, daß ich diese Dame jetzt verlassen darf, ohne Vorwürfe zu fürchten. Schließen Sie daraus auf meine Art mich zu benehmen. Der Ruf eines Frauenzimmers ist mir so lieb als mein eigener; noch mehr, ich opfere ihm mit Vergnügen meine eigene Eitelkeit. Das größte Unglück für eine Dame von Welt ist, verlassen zu werden. Ich verlasse nie, ich weiß es immer so einzurichten, daß man mich verläßt. Dann stelle ich mich untröstlich, und ich habe mich sogar zuweilen drey Tage lang eingeschlossen, bloß um der Dame allein die Ehre des Bruchs zu vergewissern. Sie sehen, schöne Luise, daß nicht alle Männer so böse sind, als man sie aussehret, und daß es noch Grundsätze und gute Sitten unter uns giebt.

Luise, welche hier weder den Werther noch den Tom Jones reden hörte, fiel aus ihren Wollenschlöffern unsanft zur Erde. „Wie, mein Herr? sagte sie, das nennt man Grundsätze und gute Sitten?“

Der Graf, Allerdings, gnädige Frau; aber man findet das selten, und die vorzügliche Achtung, in welcher ich stehe, ist eben keine Empfehlung für unsere jungen Leute. Auf Ehre! je mehr ich daran denke, je mehr wünsche ich um Ihres eigenen Vortheils willen, Sie wählten einen Menschen wie mich.

Luise (spöttelnd). Gewiß! Sie würden meinen Ruf schonen; Sie würden, sobald der Ueberdruß sich einstellte, mir die Ehre des Bruchs gönnen.

Der Graf. Sie scherzen. Aber wenn ich Ihnen sage, daß sie eines denkenden Mannes werth sind, der Herz und Geist zu schätzen weiß, so ist das kein Scherz. Ihr Herr Gemahl ist ein recht guter Mensch, aber, mein Gott! er hat kein Gefühl für Ihre Reize. Und überhaupte weiß man ja wohl, daß eine Frau sich nicht die Mühe nimmt, bis auf einen gewissen Grad liebenswürdig für ihren Mann zu seyn; der Wunsch, ihm zu gefallen, ist nie lebhaft genug. Glücklicherweise ist der Baron so vernünftig, Ihnen keinen Zwang anzuthun.

eine Gefälligkeit, die Sie wenig verdienen würden, wenn Sie die kostbarste Zeit Ihres Lebens in unthätiger Zerstreuung verleben.

Luiſe. Wir denken verschieden, Herr Graf. Meine Wahl — wenn ich anders je wählen sollte — würde mir nur dann verzeihlich scheinen, wenn eine wahre dauerhafte Neigung —

Der Graf. Wie! Luiſe? Beständigkeit in Ihrem Alter? — Wahrhaftig, wenn ich das glaubte, ich wäre fähig eine Thorheit zu begehen.

Luiſe. Und die wäre?

Der Graf. Mich in allem Ernst zu verlieben.

Luiſe (spöttlich). Wirklich? Sie hätten den Muth?

Der Graf. Ich sage Ihnen, ich bin herzlich bang dafür.

Luiſe. Die sonderbarste Liebeserklärung von der Welt.

Der Graf. Sie ist albern, ich fühle es wohl. Aber Sie müssen mir verzeihen, es ist die Erste in meinem Leben.

Luiſe.

Luiſe. Die Erste? —
Der Graf. Ja, gnädige Frau, bis jetzt war man immer so gütig mir zuvorzukommen. Aber ich fühle wohl, daß ich alt werde.

Luiſe (lachend). Wohlan? mein Herr, ich verzeihe Ihnen, um der Seltenheit willen.

Der Graf. Wahrhaftig? ich darf Sie lieben? und darf hoffen geliebt zu werden?

Luiſe. Halt! halt! so weit sind wir noch nicht. Die Zeit muß lehren, ob Sie es verdienen.

Der Graf. Wie? — im Ernst? — sehen Sie mich an.

Luiſe. Nun? ich sehe Sie an.

Der Graf. Und Sie lachen nicht?

Luiſe. Worüber?

Der Graf. Ueber Ihre drollige Antwort. Halten Sie mich für ein Kind?

Luiſe. Mich dünkt, meine Antwort war sehr vernünftig.

Der Graf. Haben Sie mir denn tête à tête zugestanden, um Vernunftschlüsse zu machen?

in

Luiſe.

Luise. Ich habe nicht gewußt, daß man
Zeugen einladen muß, wenn man vernünftig re-
den will. Auch weiß ich nicht, ob Sie über
mein Benehmen klagen dürfen. Ich gestehe
Ihnen zu, daß sie mit einer interessanten Ge-
falt Geist und Grazie verbinden.

Der Graf. Sehr gütig.

Luise. Aber das ist noch nicht genug,
um mein Vertrauen zu gewinnen, und meine
Neigung zu fesseln.

Der Graf (lächelnd). Noch nicht ge-
nug? und was bedarf es denn mehr?

Luise. Eine tiefere Kenntniß Ihres
Charakters, eine innigere Ueberzeugung von
Ihrer Liebe. Ich verspreche nichts, ich versage
nichts; Sie dürfen Alles hoffen, aber nichts
begehren. Wenn das Ihnen genügt.

Der Graf. Um Ihre Liebe zu verdienen,
schöne Luise, ist freylich kein Opfer zu groß.
Aber im Ernst, können Sie verlangen, daß ich
Allem entsagen soll, um des Glückes einer un-
gewissen Zukunft willen? — Sie wissen —
ohne Prahlerey sey es gesagt — daß ich über-

all gesucht werde. Seynes Geschmacks, sey es
Laune, gleichviel! Gehüt es ist, ich bin
nun einmal in der Mode; aber ich bin es müde,
die Modepuppe zu spielen. Lange schon suchte
ich einen Gegenstand, der mich fesseln könnte,
ich habe ihn gefunden, und mit Freuden will
vergessen, daß Amor Flügel hat, sobald ich von
heute an gewiß bin, daß ich nicht vergebens
seufze. — Sie wollen Zeit? Ueberlegung?
Wohlan, ich gebe Ihnen vier und zwanzig
Stunden, und hoffe, Sie werden mit mir zu-
frieden seyn, denn noch nie gab ich so viel.
Luise. Ich sehe wohl, daß meine Lang-
samkeit und Ihre Ungeduld sich nicht vertragen
werden. Ich bin jung, und habe Gefühl; aber
weder Jugend noch Gefühl sollen mich zu einer
Unbesonnenheit verleiten. Nur Proben einer
wahren Liebe, Zeit, Gewohnheit, Vertrauen
und Achtung können meine Wahl entscheiden.

Der Graf. Aber, gnädige Frau, glau-
ben Sie denn im Ernst, daß Sie einen liebens-
würdigen

würdigen Mann finden werden, der nichts bes-
 sers zu thun hat, als dem Willen langen Faden
 einer Intrigue zu spinnen? und Sie selbst, wollen
 Sie sich so lange fragen, soll ich lieben oder
 nicht? bis die schönen Tage Ihres Frühlings
 verstrichen sind? in dem Augenblicke, da ich
 von Luise: Ich weiß nicht, ob ich jemals
 lieben, und wie viel Zeit ich dazu brauchen werde?
 aber diese Zeit wird mir verloren seyn, wenn
 sie mir keine erspart. Und der Graf: Ich bewundere Sie, große
 bewundern Sie. Aber ich habe nicht die Ehre zu den alten Rit-
 tern der Tafelrunde zu gehören, und ich kam
 wahrlich nicht so früh hieher, um den Platonis-
 ches Nomans mit Ihnen zu entwerfen. Und er
 Er verbeugte sich und gieng. Luise blieb
 versteinert. „Das ist also der Mann, den die ganze
 Welt liebenswürdig nennt? Er erzeigt mir
 die Ehre mich artig zu finden, und wenn er
 mich

mich der Beständigkeit fähig glaubte, so würde
 er die Thorheit begehen, mich in allem Genst
 zu lieben? aber er hat unmöglich Zeit annehmen
 Entschluß abzuwarten? in 24 Stunden soll ich
 mich erklären? Das ist mehr als er jemals
 zugestand! O ihr Weiber der großen
 Welt! wie tief laßt ihr euch herabwürdigem!
 Freue dich, Luise, du hast ihn kennen lernen.
 Die größte Erniedrigung für eine Frau ist
 die, einen Becken zu lieben.“

Am nemlichen Abend, nach der Oper, ver-
 sammelte sich die schöne Welt wie gewöhnlich,
 bey Luisen. Der Kammerjunker F. näherte sich
 ihr geheimnißvoll und flüsterte ihr ins Ohr,
 daß weder Graf Lalli noch der Major C. heute
 die Gesellschaft vermehren würden. „Desio besser, sagte Luise, ich thue mei-
 nen Freunden nicht gern Zwang an. Es giebt
 sogar Leute, deren Zubringlichkeit mir lästig
 wird.“

Der Kammerj. Wenn Lalli unter diesen Zahl gehört, so sind Sie auf lange Zeit von ihm befreit. —
 Luise. Vermuthlich ist sein Stolz be-
 lebtigt?

Der Kammerj. O nein, sein Stolz ist unperwundbar, aber er selbst nicht. Da-
 von hat der Major E. so eben keinen Beweis
 geliefert.

Luise. Der Major E. wie das?

Der Kammerj. Ersrecken Sie nicht. Alles ist in gehöriger Ordnung vorgegangen.

Luise. Mein Gott, was ist vorgegangen?

Der Kammerj. Sie kennen den Ma-
 jor, er ist ein wenig lebhaft; und Graf Lalli
 mit aller seiner Bescheidenheit, giebt sich zuwei-
 len gewisse Ausrufe, die nicht jedermann gefallen.
 Wir standen nach der Oper zusammen auf dem
 Theater; und hörten ihm wie gewöhnlich zu,
 wie er rechts und links urtheilte, tadelte, lobte;
 denn das mußte man ihm lassen.

Luise. Zur Sache mein Herr.

Der Kammerj. Wohlan, zur Sache. Er
 fragte, ob wir diesen Abend bei der kleinen Ba-
 ronesse speisen würden? (verzeihen Sie, er nennt
 Sie nur immer die kleine Baronesse). Wir ant-
 worteten Ja. Ich werde nicht hinkommen, sagte
 er, denn seit diesen Morgen schmollen wir mit
 einander. — Warum? warum? fragten wir
 Alle. — Da erzählte er uns, Sie hätten ihm
 ein Rendezvous gegeben, er sey das Erstmal
 ausgeblieben, das hätten Sie übel genommen
 er habe diesen Morgen sein Verbrechen wieder
 gut gemacht, er habe das Versäumte einholen
 wollen; aber Sie hätten ein wenig das Kind ge-
 spielt, hätten Zeit, Ueberlegung, und was weiß
 ich Alles verlangt; Ihre ewigen Abers und
 Wenns hätten ihm endlich Langeweile ge-
 macht, und er habe Sie — wie soll ich es
 nennen? —

Luise. Sigen lassen, mein Herr.

Der Kammerj. Bewahre der Him-
 mel! wie könnte dieser Ausdruck meinen Lippen
 entschlüpfen. — Er erzählte weiter: Sie woll-
 ten durchaus mit einer ernstlichen Verbindung

debutiren; er habe auch wirklich einige Neigung dazu empfunden, aber Alles wohl überlegt, fehle es ihm an Zeit. Er habe die Festung recognoscirt, (vergessen Sie, gnädige Frau, es sind seine eigenen Ausdrücke), er glaube, sie werde eine förmliche Belagerung aushalten, und da er nur geschickt sei zu überrumpeln, so überlasse er Einem von uns diese Eroberung. Die Tugend, sagte er hinzu, ist ihr Steckenpferd, und die Empfindsamkeit ihre schwache Seite. Nahm ich mir die Mühe, den Empfindsamen zu spielen, so war der Sieg mein. Auf Luise's Wangen glüheten Zorn und Schaam. „Ich wußte recht gut, fuhr der Kammerjunker fort, „daß er nur prahlte, aber ich war so vernünftig zu schweigen. Der Major E. nahm das Ding ernsthafter, er sagte ihm ganz trocken, daß er lüge. Darauf giengen sie mit einander hinaus.

Luise (unruhig). Nun? und dann?

Der

Der Kammerj. Nun, und dann, gnädige Frau, ich gieng ihnen nach. Der Major empfing einen Stich in den Unterleib.

Luise. Und der Graf?

Der Kammerj. Der empfing zwey, die ihn lange genug im Bette halten werden. Ich führte ihn zu seinem Wagen. „Siehst du, sagte er, „wie die jungen Leute sind, nie wollen sie belehrt seyn. Schade, daß dieser Major so hitzig ist, er wäre sonst ein recht liebenswürdiger Mensch. Leb wohl, mein Freund, sagte er hinzu, und brich dir nie den Hals um eines Weibes willen; denn es giebt nicht Eine, die auch nur den schwächsten ihrer Neize für einen „Beliebten aufopfern würde.“

Luise war außer sich. Sie gab Kopfschmerzen vor, und man weiß, daß Kopfschmerzen eine höfliche Manier sind, die Gesellschaft zu verabschieden. Man ließ sie allein. Sie warf sich auf den Sofa, ihr schönes Auge schwamm in Thränen, ihr Herz war von mannichfaltigen Gefühlen zerrissen. Major E. ist verwundet —

E 2

Lalli

Lalli stirbt vielleicht — ein Zweikampf der sie zum Märdchen der Stadt macht — wenn ihr Gemahl es erfährt, was wird er sagen? — Alles das wogte in ihrer Seele auf und nieder; und fiel zuweilen ein Sonnenblick dazwischen, so beleuchtete er das Bild des Majors, dessen Großmuth einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte.

Indessen ging alles besser, als man hoffen durfte. Der Kammerjunker fand bei seiner Heimkunft ein Billet vom Major E., welcher ihm den Hals zu brechen versprach, wenn er die Begebenheit verlaublich; und es giebt Mittel, die selbst einen Kammerjunker zum Schweigen bringen. Auch Lalli schwieg; denn obgleich ein verschmähter, gekränkter Liebhaber öfters Gunstbezeugungen ausposaunt als ein glücklicher, so war ihm doch seine erste Indiscretion allzu übel bekommen, und er wandelte einen Monat lang an den Ufern des Styr.

Der Major ward bald wieder hergestellt. Luise sah ihn zum Erstenmale mit einer sanften

Bewe-

Bewegung, die sie noch nie gefühlt hatte. Ein Mensch, der sein Leben für uns wagte, wird uns natürlich lieb; lieber noch, der, für den man sein Leben wagt; immer fesseln Wohlthaten den Gebor stärker als dem Empfänger. Was Wunder, daß der Major Luise auf das feurigste liebte. Aber je mehr er aus Dankbarkeit fordern durfte, je weniger wagte er zu fordern. Ihm schien es, er werde das Gefühl seiner edlen That verlieren, wenn er Ansprüche darauf gründete. Er schwieg und näherte sich Luise nur mit bescheidner Blodigkeit.

Das war gerade die Art, ein Herz wie das ihrige zu rühren. Zwar schwieg auch sie, weil sie fürchtete, die Grenzen der Dankbarkeit zu überschreiten; aber ihr wohlwollendes gutes Betragen bewies, daß sie auch nicht undankbar seyn wollte.

So machte ihre gegenseitige Neigung täglich Fortschritte. Sie suchten sich mit den Augen, ohne es zu wollen; sie sprachen vertraulich

lich

lich von unbedeutenden Dingen; sie legten einander Nothenschaft von allen ihren Schritten ab; zwar gleichsam nur im Vorbeigehen, und um Etwas zu sagen; aber mit so vieler Pünktlichkeit, daß sie immer auf die Minute wußten, wo sie sich finden würden.

Nach und nach wurde der Major kühner, und Luise weniger zurückhaltend. Beide wußten, daß sie sich liebten, und es bedurfte nur noch eines kleinen geringfügigen Zufalls, um das Geständniß auch ihren Lippen zu entreißen. Eines Tages waren sie allein; Luise ließ ihren

Fächer fallen, der Major hob ihn auf; sie empfing ihn mit einem wohlwollenden Lächeln; er küßte ihre Hand feurig, sie machte eine sanfte Bewegung sie wegzuziehen; er hielt sie fest, und sah ihr zärtlich ins Gesicht; ihr Blick wurde schwachend, sein Auge wurde feucht; ihre Hand zitterte, die seinige bebte; ihr entschlüpfte ein Seufzer, und er lag zu ihren Füßen.

„Ich bin glücklich! rief er entzückt, „Luise, liebt mich!“

„Ja,

„Ja, ich liebe sie, stammelte Luise; aber vergessen Sie nie, daß heilige Barbe mich selbst; ehren Sie meine Tugend!“

Ein edles Weib kann selbst den Wollüstling zum Heiligen umschaffen. Der Major war nie ein Göddiener der Wollust, und wäre er es gewesen, Luizens reine Unschuld hätte den Sieg über seine Sinnlichkeit davon getragen. Er schlüßte sich lange Zeit glücklich in dem Besitz eines treuen tugendhaften Herzens. „Der hat nie geliebt, rief er oft, den das Gefühl so geliebt zu werden, nicht allein beglückt. Der hat nie geliebt, der fähig ist, die Unschuld eines Weibes durch Gewissensbisse zu vergiften.“

Luizens entzückten diese Gestimmungen ihres Helden. Sie liebte ihn täglich mehr; und es ward dessen täglich würdiger; bis endlich Neid und Schadenfreude, diese Geiseln der Menschen, sich auch zwischen ihnen einmischten. Der Major hatte einen großen Hang zur Eifersucht, wie Alle, die einer starken Leidenschaft fähig sind.

Alle Augenblicke kam ein guter Freund, und raunte ihn boshaft lächelnd bald dies bald jenes ins Ohr, wollte hier einen Blick, dort ein zweideutiges Lächeln von Luise aufgefangen haben, wickelte über ihre Jugend, spöttelte über seine Sorglosigkeit, und blies jeden Funken des Argwohns zur Flamme an.

Mit der Eifersucht ist es wie mit den Gespenstern; wer keine Geister glaubt, sieht keine, und wer sich davor fürchtet, sieht deren überall. Der Major E. wurde unruhig, finstet, empfindlich; Gesellschaft war ihm lästig, Einsamkeit machte ihn bitter; er hatte Launen, krittelte, wurde verdrüsslich, wenn Luise müther war, und stichelte, wenn sie schwermüthig wurde. Das arme Weib fühlte mit jedem Tage mehr, daß die Blumen=Fesseln sich in Ketten verwandelten, mußte jeden Tag neue Klagen und neue Vorwürfe anhören. Jede Mannsperson in ihrem Ortel schien ihm ein Nebenbuhler, den sie verbannen sollte.

Die ersten Opfer, welche er begehrte, wurden ihm ohne Widerstand gebracht. Neue Wünsche von seiner Seite, neue Opfer von der Ihrigen. Doch nichts erstickt das Flämmchen der Liebe schneller, als die brückende Luft eines ewigen Misstrauens. Sie wurde endlich müde seine Sklavin zu seyn, sie ließ ihn das merken, und nun brach seine tyrannische Liebe in Wuth aus. Luise suchte ihn zu besänftigen, aber vergebens! Er verlangte, sie sollte sich einschließen, nur für ihn leben, Niemand sehen als ihn, für die ganze übrige Welt todt seyn.

„Die Opfer, welche der Liebe schmickeln, sagte Luise mit Sanftmuth, „bringt nur das „Herz unter dem Schleyer des Geheimmissses. „Glänzende Opfer begehrt nur die Eigenliebe. „Die Liebe will Sieg, die Eigenliebe Triumph. „Ich fange an Sie zu fürchten, vielleicht auch „minder hoch zu achten, und meine Liebe ver- „löschet. Seyn Sie mein Freund, wenn Sie „können. Ich werde Ihre Freundin bleiben, „das ist das einzige Mittel, unfrei beyder Ruhe „wieder herzustellen.“

„Ha! nun erkenne ich, rief der Major wüthend, „nun erkenne ich deine treulose Falschheit! „Du hast mich nie geliebt! Nur ein Kalli ist „werth dein Herz zu besitzen, und ich war wohl „ein großer Thor, daß ich mein Leben

„Neden Sie nicht aus, unterbrach ihm Luise, „ich weiß Alles, was ich Ihnen schuldig „bin, aber ich verlasse Sie, um Ihnen die „Schaamröthe zu ersparen, mir es vorgeworfen „zu haben.“

Mit diesen Worten verschloß sie sich in ihr Cabinet, und der Major stürmte fort, fest entschlossen, sie nie wieder zu sehen.

Ein neues Heer von Schmetterlingen umgaukelte bald die Rose, aber Luise fand nirgends das Urbild ihrer romantischen Schwärmerey. Hier ein Geck, der ihr fade Albernheiten vorstarrte, dort ein Siegwart, der ihr Mordgefühle zuspelzte; hier ein prächtiger Thor, der sie durch seine Diamanten zu blenden glaubte, und dort ein eingebildeter Philosoph, der seine

Empfindungen langweilig analysirte; Luise versank in jene finstere Schwermüth, welche so leicht ein Herz ergreift; das vergebens nach Mitgefühl sucht.

„Ach! rief sie aus, wie habe ich alle Romanenschreiber, die mich mit Fabeln einwiegten. Den Kopf voll von romantischen Grillen, fand ich meinen Gemahl kalt und gefühllos. „D er ist liebenswürdiger als alle, die ich bisher sah. Er ist sich immer gleich; er liebt mich wenig, aber er liebt doch nur mich. Er schwärmt nicht, aber er ist immer sanft und gefällig. „Ach! nicht starke Leidenschaften, nur Seelenruhe gewährt wahres Glück. — Darf ich noch Anspruch darauf machen? — habe ich die Freundschaft, das Zutrauen, vielleicht gar die Achtung meines Gatten noch nicht verloren? — O nein! kein Laster, nur jugendliche Unbesonnenheit führte mich irre. — „Aber wird mein Mann mir glauben? wird er mich hören? — Flüge zu ihm, Luise! — „du zögerst? was hält dich zurück? — die

„Furcht, gedemüthigt zu werden? — blieb er nicht immer edel selbst mitten in deinen Verirrungen? sollte er dich jetzt minder schonen, da du reuevoll zurückkehrst? — und gelingt es nicht, sein Herz wieder zu gewinnen, so wird dieser Schritt dich doch mit dir selbst ausöhnen. Man hat nie Alles verloren, wenn man seine eigene Achtung rettet.“

So theilte der Sonnenblick der Tugend den Nebel, welcher die schuldlose Lillie eingeschleiert hatte. Sie war entschlossen, sich zu den Füßen ihres Gatten zu werfen, mit hochklopfendem Herzen kam sie schon bis in sein Vorzimmer, hatte schon die Klinke seiner Thür in der Hand; falsche Schaam hält sie zurück, ein Geräusch jagte sie wieder in ihr Zimmer. Noch zweymal versuchte sie es, noch zweymal kehrte sie wieder um. Er war vielleicht nicht allein, und wenn auch nur sein Kammerdiener im Zimmer war, wo nähme sie den Muth zu reden her?

Jetzt hörte sie die Thüren des Barons verschließen. Sie horchte ängstlich; er gieng durch,

das Vorzimmer, und fragte im Durchgehen: Wie befindet sich meine Gemahlin? — „Nicht wohl,“ antwortete man ihm; und Luise ärgerte sich, daß man ihm glauben lasse, sie besinde sich wohl. — Jetzt hörte sie seinen Fußtritt nur noch auf der Treppe. Sie eilte ans Fenster, um ihn durch die Scheiben nachzusehn. Der Reisewagen fuhr vor, der Baron stieg hinein und verschwand.

„Mein Gott! der Reisewagen! rief sie aus, und klingelte. Die Zofe trat herein. „Ist mein Gemahl verreist?“

Die Zofe. Er wird einige Tage auf dem Lande zubringen.

„Ach! seufzte Luise, „warum darf ich nicht mit ihm seyn!“ Sie verschloß sich in ihr Kabinet; sie war für niemand zu Hause. Wohl zehn Briefe entwarf sie an ihren Gatten, und zerriß sie alle wieder.

Endlich führte eine zärtliche Unruhe sie in das Zimmer des Barons. Sie wollte wenigstens

stens da seyn, wo er zu seyn pflegte. Sie wollte auf seinem Stuhle sitzen, mit seinem Hunde spielen. Sie wankte hinüber, und siehe da, das erste, was ihr in die Augen fiel, war ihr Bild mit dem Strohhut. Lange stand sie davor, und betrachtete es wehmüthig. „Er hat mein Gemälde nicht verbrennt, ach! er wird auch mich nicht verstoßen!“

Der Blick des Uebilds schwamm in Thränen, der Blick des Gemäldes lächelte. „Pfuy! daß du lächelst! rief Luise, und plötzlich ergriff sie ein sonderbarer Gedanke, den sie auf der Stelle auszuführen beschloß.

Paul, ein alter treuer Diener des Barons, wurde herbeigerufen. „Paul, sagte Luise gutmüthig, nimm dieß Gemälde von der Wand, und trage es hinüber in mein Zimmer.“

„Ach gnädige Frau! rief Paul betrübt, dieß Gemälde ist meines Herrn einziger Trost.

„Wie

„Wie manche Stunde habe ich ihn davor stehen, und warum soll ich es nicht sagen? — wie mannichmal habe ich ihn nicht verstoßen, weinen sehn! rauben Sie ihm diese letzte Freude nicht.“

und Luise schluchzte. „Thu, was ich dir gebiete. Das Bild soll wieder an seinem Platze hängen, noch ehe dein Herr zurückkehrt.“

Paul gehorchte seufzend. Luise ließ einen Maler kommen, und schloß sich mit ihm ein. Nach zwei Tagen hing das Gemälde wieder im Zimmer ihres Vatters, der am andern Morgen zurückkam.

Er öffnete die Thür; sein erster Blick suchte wie gewöhnlich das Bild: er fand es, stuchte, trat näher, staunte, und traute seinen Augen kaum. Der Strohhut war verschwunden, das braune Haar flog in wilden Locken um den Hals; der lächelnde Blick des Auges war verschwunden, eine Thräne glänzte darin, eine Thräne rollte über die blasse Wange.

„Was

„Was ist das! tief er bewegt: sollte —
wäre es möglich! — ja, ich verstehe dich,
theures Weib! — Du bist mit wieder ge-
schenkt! Du bist wieder mein!“

Rasch und hastig stürzte er fort, hinüber
zu Luise. Sie saß ängstlich harrend auf dem
Nuhebette, und was dort der Pinsel des Ma-
lers nur nachgeahmt hatte, das sah er hier
wüthlich: das fliegende Haar, die blasse Wange,
die Thräne im Auge. Als sie dentritt ihres
Gatten im Vorzimmer hörte, wollte sie aufste-
hen, ihm entgegen eilen, aber sie sank kraftlos
zurück.

Er stürzte zu ihren Füßen. „Luise, habe
ich dich verstanden!“ Sie schluchzte an sei-
nem Halse; sie wollte reden, ihm wenigstens
die Rettung ihrer Unschuld betheuren — er ver-
siegelte ihren Mund mit Küssen.

Wonnevoller Augenblick! der Anfang won-
nevoller Jahre! denn in wenig Tagen verließen
sie die Stadt, und endeten ihr frohes Leben

da, wo allein Ruhe und Glück wohnen —
auf dem Lande.

Ausbruch der Verzweiflung

(Geschrieben im Januar 1791.)

Ha! wer bin ich! und was soll ich hie!
Unter Tägern oder Affen!
Welchen Plan hat Gott mit mir?
Und warum ward ich geschaffen?
Ist das Stöhnen dieser Brust
Lobgesang in seinen Ohren?
Ist mein Glend seine Lust?
D warum ward ich geboren?

Lobe, rase, wilder Sturm!

Lobre, Flamme, die mich brennet!

Wie! ist dem zertretenen Wurm

Auch das Krümmen nicht vergönnet?

Daß der Mensch Raub oder Spott

Thieren oder Engeln werde,

Warf ihn ein erzürnter Gott
Nackend auf die nackte Erde,
Und so tritt er, weil er muß,
Wimmernd unter seines Gleichen,
Weinen ist sein erstes Lebenszeichen,
Klageton sein erster Gruß.

O du Wesen aller Mängelbild!
Armes stolzes Mittelding!
Zu dem ersten seiner Engel
Sprach des Schöpfers erster Wink

„Sieh herab auf deine jüngern Brüder,

„Das Gewimmel hier und hieran dalt

„Schwebel sauft und hülfreich nieder,

„Kleide jedes wilde Thier; ni

„Gieb dem Löwen seine Mähnen,

„Jedem Vogel weichen Pflaum;

„Gieb ein Federbett den Schwänen,

„Eine Rinde jedem Baum;

„Gieb den Fischen ihre Schuppen,

„Und der Kröte gieb ein Schild;

„Gieb sogar den Rauben ihre Puppen —

„Nur vorüber geh an meinem Ebenbild!“

Und der Engel der Vollstreckung
Ward den jüngern Bruder gram, Nur

Nur der Mensch erhielt statt der Bedeckung,
Marterndes Gefühl, der Schaam.

So schauet doch ein wenig
Jeden Vorzug näher an.

Den der Mensch, der Schöpfung König,
Eitel flügelnd sich erfann!

Die Verunft — ey wie in meinen Ohren,
Bettelstolz, dieß Wörtchen, tönt!

Wehe euch, ihr eitlen Thoren!

Die ihr einem Gözen seht.

Wenn sie euch im ganzen Leben

Irre führte hin und her,

Lehrt sie noch im Tode leben,

Macht sie euch das Ende schwer.

Ohne Grübeln, ohne Sorgen,
Unbekannt mit Qual und Tod,

Frisst am Abend wie am Morgen

Jeder Hund sein Stückchen Brod,

Nur ihr Menschen — ey wie selig,

Leidet euren Tod allmächtig,

Nur ihr armen Menschen wißt,

Daß und Wann ihr sterben müßt!

Und der Hölle Zweifel fällen.
 Was auch Offenbarung spricht,
 Euren Busen wider Willen;
 „Werd' ich leben oder nicht?
 „Lieb dem Geiste nur die Hülle
 „Dieser seelenlose Staub?
 „Oder bin ich Gottes Stille?
 „Bin ich der Verwesung Raub?“

Sehet da die schönen Früchte
 Eurer Weisheit, sie ist blind,
 Eure Freuden sind Gedächtnis,
 Die Vernunft ein schwaches Kind,
 Eine Welt, die Niemand kennt,
 Und Gewißheit einer Gruft,
 Ey das ist die große Kluft,
 Die uns von den Thieren trennet.

Kaum geboren hüpfet schon
 Jedes Lamm um seine Mutter,
 Kaum geboren findet schon
 Jedes Huhn sein bischen Futter,
 Nur der Mensch, das Sabelthier,
 Kann sich keinen Schritt entfernen,

Und

Und der Schöpfung stolze Bier
 Muß erst geh'n und essen lernen,
 Aber heute lehrten ihn
 Noth und Beispiel geh'n und essen;
 Morgen will er Sterne messen,
 Und den Mond herunter ziehn,
 Träumt von einer ew'gen Dauer,
 Grübelt, betet, winselt, schreyt,
 Uberspringt die hohe Mauer
 Zwischen Zeit und Ewigkeit.

Nur am stolzen Menschen haften
 Und gedeihen überall
 Herrschgewöhnte Leidenschaften,
 Ohne Maß und ohne Zahl,
 Ueppigkeit und Geiz und Tücke,
 Und der Rachsucht Giftgeschwür,
 Ruhmsucht, Uebermuth im Glücke,
 Todesfurcht und Lebensgier,
 Klauen, Zähne, sind die Waffen,
 Die man unter Thieren trifft,
 Worte, Schwerdter, Duelle, Gift,
 Sind für Menschen nur geschaffen.

D 3

Wenn

Wenn die Thiere jeder Art
 Nur der holde Frühling paart,
 Ist der Mensch im ganzen Leben
 Einem Stachel preis gegeben,
 Dessen Nahme Wollust ist,
 Der an seinem Daseyn kräftet,
 Der ihm öfter schon als Knabe
 Gift in süßem Honig heut,
 Und den Gang zu seinem Grabe
 Trügerisch mit Blumen streut.

Wenn ein Greis dem ew'gen Norden
 Achtzig Jahre lang entrannt,
 Fragt einmal den ältern Mann:
 Ob er wirklich alt geworden
 Zählt nur, was ihm übrig bleibt,
 Wenn ihr seine Rechnung schreibt,
 Und dies Wen'ge wohlterwogen,
 Ist um eine Nadel feil?
 Um des Lebens achten Theil?
 Hat die Kindheit ihn betrogen,
 Und das letzte Ahtel ist
 Wie das erste ihm verflissen,

Ungenießbar, ungenossen,
 Ungeföhlet, ungelüßt,
 Seines Lebens überflutet,
 Kommt der Tod ihn abzuholen,
 Eine ganze Hälfte hat
 Schon der Schlaf vorher gestohlen;
 In die andre theilen sich
 Schmerz und Krankheit brüderlich,
 War verweint des Lebens Morgen,
 War der Mittag die zu heiß,
 O der Abend, armer Greis,
 Brachte statt der Kühlung Sorgen!

Ist die Farce endlich aus,
 Fragt einmal von Haus zu Haus:
 War auch Einer nur zufrieden
 Mit dem Loos, das ihm beschieden?
 Wünsche lösen, Wünsche ab,
 Neue Wünsche, neue Schmerzen;
 Und der letzte Wunsch, das Grab,
 Gehet dem Menschen nicht vom Herzen.

Nicht vom Herzen? trotz der Last,
 Die ihn hier zu Boden drückt?

Wenn verfolgt und gefaßt
 Ihn kein Freundes-Druck erquicket?
 Wenn, verlästert und verkannt,
 Thränen nur sein Brod befeuchten?
 Bittge seine Nacht erseuchten?
 Menschenhaß ihn aus der Welt verbannt?

Sehet, wie sie sich beifern,
 Alles Gute, das geschah,
 Zu verkleinern, zu begeifern,
 Einem Dritten hier und da
 Von der Ehre abzuschneiden;
 Schwärmer, Sonderling, Fantast,
 Heißt der Mann, den sie beneiden;
 Grubeln ohne Ruh und Raht,
 Bis sie irgend einen Flecken
 An der guten That entdecken:
 O dann ist die Freude groß!
 Zupfen hämisch sich und sprechen:
 „Eines armen Bruders Schwächen
 „Sind nun wieder nackt und bloß.“

Statt den Tugend zu bessern,
 Rücken sie ihm stets die Schwachheit vor,

Tragen

Tragen sie von Ohr zu Ohr,
 Und verschönern und vergrößern
 Suchen schalen Wis und Spott,
 An dem Straucheladen zu schärfen,
 Greifen hastig in den Roth,
 Den Gefallnen zu verwerfen?

Wenn in einem weichen Herzen
 Die Verzweiflung gräßlich wühlt;
 Wenn ein armer seine Schmerzen
 Inniger und stärker fühlt;
 Sprechen sie: „Es ist erlogen!
 „Dieser Schmerz ist Poefte;
 „Sind wir doch wie Jener groß gezogen,
 „Und empfanden so was nie.“

Wenn in stiller Armuth Dütten
 Mir das Blut am Herzen stockt;
 Wenn die Thräne eines Dritten
 Auch die meinige ins Auge lockt;
 Wenn ich meine kleine Gabe
 Reich an Mitleid dargebracht;
 Wenn ich alles, was ich habe,
 Theilen möchte unbedacht;

D 5

Gott!

Gott! du weißt, ob ich empfinde,
 Was mein nasses Auge spricht
 Über Herzen in der Kinde
 Sehen es und glauben's nicht,
 Machen ihre waisen Stößen,
 Schelten es Empfindelley,
 Genialsche Knaben-Possen
 Und Romanen-Ländelley.

Wenn die kriegende Chikane
 Einen armen Bürger drückt,
 Aber unter Pluto's Fahne
 Einem Reichen Alles glückt;
 Wenn vor rächerischen Blitzen
 Sprödes Gold, Geburt und Rang,
 Ist das Kühne Laster schützen,
 Und der Tugend Grabgefäng
 Mit des Goldes Zauberklang
 Dhrzersehrend sich vermischet;
 Wenn ein schwelgerisches Mahl,
 Einem Richter aufgetischt,
 Seiner Göttin harten Stahl
 In ein weiches Wachs verwandelt;

Wenn

Wenn um eines Fürsten Gruß,
 Einer Bühlerin Genuss,
 Man Gerechtigkeit verhandelt —
 D versucht es nur Einmal,
 Knieschet nur, ihr bessern Seelen!
 Lachend wird man euch erzählen:
 „Ist die Welt ein Ideal?“

Fort! in meine stille Kammer!
 Mich verzehret diese Glat!
 Fluch der Welt und ihrem Jammer!
 Fluch der ganzen Menschen-Brut!
 Heute mordet dich, der gestern
 Noch dich brüderlich umfaßt.
 Kannst du lügen, kannst du lästern,
 Bist du ein willkommener Gast.
 Heucheln, schmeicheln, Zungen dreschen,
 Del ins Feuer statt zu löschen,
 Dolche in den Rücken bohren,
 Für Verläumdung offene Ohren,
 Neideszahn an Tugend wegen,
 Brüder gegen Brüder hegen,
 Und dabey den Heiligenschein

Sich

Sich erbetet und erfungen —
Kannst du das, so ist es dir gelungen,
Unter Menschen Mensch zu seyn. —

O wer kann mir wiedergeben
Meines Daseyns ersten Tag!

Als der Keim von meinem Menschenleben
Noch in einer Pflanze lag;

Als ich noch im Gras verborgen,
Ohne Freude, ohne Qual,

Mich bewußtlos jeden Morgen
Deffnete der Sonne Strahl;

Als dem jungen Frühlings-Nasen
Ich geliehet eine Bier,

Bis ein wiederkäuend Thier
Endlich kam, mich abzugrahen.

So gieng ich als Nahrungsfast
Einst in Milch und Blut hinüber;

So entstand die Zeugungskraft,
Die in einem Wollustfieber

Mich auf diese Erde warf —

O, daß ich nicht rechten darf! —
Hab' ich deinen Plan gebilligt?

Und

Und zu leben eingewilligt?
Hast du, Schöpfer, mich befragt,

Ob ich um die Hand voll Freuden
Dulden wolle unbezagt?

Eine ganze Welt voll Leiden?
Ob es auch der Mühe werth?

Nich aus Nichts hervorzurufen,
Daß auf immer neuen Stufen

Neues Elend mich verzehret?

Wo die Menschen schiltlos spötteln
Bey dem nagendsten Verdruß —

Soll ich nun noch Gnade betteln,
Wo das Recht mich werden muß?

Nein! ich harre ungeduldig! —
Denn vergelten mußst du mich!

Bist Unsterblichkeit mir schuldig?
Steh, ich fordre sie von dir!

Steh, ich fordre sie von dir!

Steh, ich fordre sie von dir!

Steh, ich fordre sie von dir!

Ein

Ein paar alte Zeitungs-Nachrichten.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß lachen, wenn alte ehrbare Menschen, die jämmerlichsten Kleinigkeiten mit einer steifen Amtsmiene behandeln, als hänge Wohl und Wehe einer ganzen Nation daran.

Vor einigen Tagen blättere ich in einer alten französischen Hofzeitung, und will mir das Vergnügen nicht versagen, einige Artikel auszuheben. Man staunt jene Irrelichter in der Ferne an, sie scheinen uns feurige Männer, und sind — saule Dünste. Der Hof ist ein Sumpf, in welchem Alles versinkt, was ein wenig schwer von Verdiensten ist, und über dem nur der Gerwisch glänzend, aber unnütz, dahin schwebt. Es war einmal ein gewisser Stadtphysicus Berger — vielleicht lebt er noch — der behauptete, die Sterne wären noch weit kleiner, als wir sie mit bloßen Augen sehen, weil der Himmel von Glas sey, und die

Eigenschaft habe, jene Lichter hoch über uns, in den Augen der armen Erdensohne zu vergrößern. Hätte er das vom trüglichen Horizont des Hofes behauptet, ich wollte ihm gern beypflichten.

Man lese doch nur, womit die bedäcker Herren sich beschäftigen.

Verfällt's den 14ten August.

Herr Tiepolo, Gesandter der Republik Venedig, hat heute das Glück gehabt, der Madam Victoire die Hand zu küssen, eine Ehre, auf welche er seit dem 22ten Juni vergebens geharrt, da Madame Victoire unpäßig gewesen.

Am nemlichen Tage stellte Dom Juan Massones de Lima dem Könige in einer Privat-audienz den Grafen Aranda vor. Das nehmliche geschah hernach bey der Königin und der ganzen königlichen Familie. Herr de la Live, Einführer der fremden Gesandten, verwaltete sein Amt dabey. Während der Abendtafel spielten 24 Kammermusiker, unter der Direction des

des Gen. Mebel, Oberaufseher der Kammer-
musik.

Am 10ten August stellte der spanische Mi-
nister dem Könige in einer Privataudienz den
Grafen Aranda vor, welcher Abschied nahm.
Dasselbe geschah nachher bey der Königin, dem
Dauphin, der Dauphine, dem Herzog von
Bourgogne, dem Herzog von Berry, dem Gra-
fen von Provence, dem Grafen Artois, Ma-
dam Adelaide, Madam Victoire, Madam So-
phie und Madam Luise. Herr de la Live, Ein-
führer der fremden Gesandten, verwaltete sein
Amt dabey.

Der Leichnam des Grafen Charolois ist
einstattlicher, und in einem Paradezimmer bey
vielen Lichtern aufgestellt worden. Der König
hatte den Grafen de la Marche erwählt, um in
seinem Namen Weihwasser auf die Leiche zu
sprengen. Der Graf kam in einem königlichen
Wagen, und verrichtete diese Cerimonie. Her-
nach fuhr er weg, und kam sogleich in seinem
eigenen Wagen wieder, um in seinem eigenen

Namen

Namen das nehmliche zu thun. Am 30sten
wurde das Herz des Grafen Charolois mit gro-
ßem Pomp zu den Jesuiten, und sein Leichnam
nach Enghien gebracht.

Am 28sten machte die Wittve des Grafen
von Brionne dem König und der Königin ih-
ren Reyerenz. Der König verstattete ihr die
große Entree. Am 13ten ward die Herzo-
gin von St. Mignan der königl. Familie vor-
gestellt, und nahm bey der Königin ein Tabou-
ret ein.

Se. Majestät haben dem Herzog von Cha-
tilion die Survivance auf die Groß-Sarkener-
Stelle von Frankreich zu ertheilen geruht.

Du lieber Gott! Schöpfer des Königs von
Frankreich! und auch der meinige! ich lächelte,
nachdem ich alles das gelesen hatte. Es war
früh Morgens; ich saß auf einem Hügel, die
Sonne gieng eben auf. „König der Welt, sprach
ich laut, „du, den unter allen Nationen allein
„der Deutsche, ich weiß nicht warum? als Weib
E „begrüßt;

„begeißt, wo ist Herr de la Live, daß er mich
 „dir vorstelle? Wie? du hast keinen Introd-
 „ucteur des Ambassadeurs? Bist du nicht
 „mächtiger als Ludwig? Scheinst du nicht über
 „Frankreich und die Hudsonsbay? über China
 „und Neuyjed?“

„Großer Monarch! ich sehe dir breist ins
 „Antlitz, wenn mir gleich die Augen etwas weh
 „davon thün. Das Lächeln an andern Höfen
 „ist kalt, aber das deinige ist warm und requi-
 „scent. Obgleich Millionen Geschöpfe bey dei-
 „nem Feuer gegenwärtig sind, so siehst du doch
 „einen Fleder an, und mich armen Wurm eben
 „so freundlich, als den Hrn. Tepolo, und den
 „Herrn Massones de Lima, und den Herzog
 „von Chatillon, der einst Groß-Valkenier seyn
 „wird.“

„Du bist auch im Sommer nie unpäßlich
 „wie die Madam Victoire, daß man vom 22ten
 „Juni bis zum 14ten August warten mußte, um
 „dir einen Reverenz zu machen. Du giebst nie
 „Privataudienz, ausgenommen deiner Kam-
 „merfrau

„merfrau, der Venus, die alle Morgen aus dei-
 „nem Bette schleich. Du verstattest einem Je-
 „den die große Entree, der Schnarrnachtel
 „da unten im Roggenras wie der Gräfin von
 „Brionne. Du würdest dich schämen deinen
 „Gästen nur ein Tabouret zu bewilligen. Du
 „giebst große schöne Hügel mit Blumen und
 „Kräutern bewachsen, auf welchen sich das Hir-
 „tenmädchen eben so gut lagern mag, als die
 „Herzogin von St. Mignan. Du würdest dich
 „schämen nicht mehr als 24 Kammermusiker zu
 „besolden. Hunderttausend Lerchen singen un-
 „ter der Direction von tausend Nachtigallen.“

„Die Welt ist dein großes Parabezimmer;
 „du ziehst Wetterwolken zusammen, wenn du
 „das Weihwasser der Natur auf unsre Leichname
 „sprengen willst. Hinauf zu dir schweben die
 „Gefühle unsrer Herzen, unbekümmert, ob ein
 „Jesuit das modernde Organ in gülbnen Kap-
 „seln verwahrt.“

„Komm, Weibmann! rief ich froh,
 (denn der Leser muß wissen, daß ich eben im
 Begriff

Begriff stand auf die Jagd zu gehn, und das ich während meines Selbstgesprächs aus der französischen Hofzeitung eine Patrone gemacht hatte) „komm! ich bin hier Großfalkener, ohne daß irgend ein Monarch auf der Welt mir die „Survivance verleiht. Laß uns ein paar Stün- den herumschlendern, so wird das Frühstück uns besser schmecken, als den Königen ihr Dejeuneur. Laß ihnen ihre Apartements, wir haben eine freundliche ländliche Stube, wo uns nichts an Hoflinge erinnert als die unverschämten Fliegen, die unsern Zucker fressen.“

Am 1sten September 1793.

Ich gieng mit Weidmann auf die Jagd,
Rebhühner wollt ich schießen;
Geschah wohl mehr, um frische Luft
Und abgemähter Wiesen Duft
Ein wenig zu genießen.

Da träufelte ein Regenguß
Herab vom Himmelzelt. Nun muß ich frank und frei gestehn, und Ich mag nicht gern im Regen gehn, Weil ich mich leicht erkälte.

Drum trat ich in ein Bauerhaus,
Das Strohdach ragte über;
Da wartet ich auf Sonnenschein,
Und puste meine Flinte rein,
Und deckte Wachstuch drüber.

Nun sah ich plötzlich hinter mir
Die offne Bauernstube,
Die war, nach ehstnisch altem Brauch,
Nicht wenig schwarz, und voller Rauch,
Wie eine Kohlengrube.

Da saßen traulich Mann und Weib,
Und schienen nichts zu missen;
Sie löffelten ihr Mittagsmahl,
Die Bissen waren freylich schmal,
Doch Hunger würzt die Bissen.

Ihr Hunger wurde gnüßsam frohlich
 Durch dünne Milch gefüllet,
 Ein rabenschwarzer Kessel stand
 Den guten Leuten rechter Hand
 Mit dicker Grütze gefüllet.

Und an des Weibes Busen hing
 Der König aller Knaben,
 Der lächelte so kern gesund,
 Und sah der Mütter in den Mund,
 Und wollte auch was haben.

Zwey kleine Kagen schwenzelten,
 Ein Bisplein zu erschnappen.
 Kurz, Jeder war auf sich bedacht,
 Auf mich allein gab Niemand Acht,
 Ich mochte weiter tappen.

Ach Gott! das fiel mir schwer aufs Herz!
 Mochte kaum den Thränen wehren.
 Ich bin allein! und schief ich nun
 Ein Rebhuhn oder Haselhuhn,
 Wer hilft es mir verzehren?

Komm, Weidmann! sprach ich, komm nach
 Haus,
 Daß ich mich minder gräme.

Du willst nicht? — ja, du hast wohl Recht!
 Ach! dort ist Niemand, als ein Knecht,
 Der mir entgegen käme:

Mir ist zu Muth, ich weiß nicht wie,
 Engherzig, bang und trübe.

Wer liebt mich denn! daß Gott erbarm!
 Wie ist man doch so bettelarm,
 So gar nichts ohne Liebe.

Seit meine Friederike todt,
 Muß ich fast täglich weinen.
 Die Kinder hab' ich freylich noch,
 Allein die Mutter war mir doch
 Viel lieber als die Kleinen.

Welche Farbe muß man haben, um
liebenswürdiger zu seyn?

Ich hatte in meiner Jugend einen Schulkammeraden, einen guten braven Jungen, der gern den Robinson Crusoe las, und für sein Leben gern auch auf einer wüsten Insel gewohnt hätte. Als er älter wurde, gieng er nach England, und ruhte er nicht eher, bis irgend ein Schiff ihn mit nach Westindien nahm. Unterwegens hatten sie ein paar Stürme auszuhalten, aßen faules Fleisch und tranken stinkendes Wasser, so daß mein guter Schulkammerad von allen Robinsonnaden auf immer geheilt wurde.

Das Wasser hat keine Balken, pflegte er fortan zu sagen, wie der selbige Musäus, der auch sehr furchtsam vor dem Wasser war. Bleibe auf dem Lande und nähre dich redlich. Dieß Sprüchlein befolgte er treulich, ward Aufseher, und endlich sogar Herr einer Plantage, gewann ein kleines Vermögen, und kam zurück in sein Vaterland.

Er

Das Er brachte eine junge verwaisete Negerin mit, die er im zwölften Jahre aus Barmherzigkeit zu sich nahm. Im dreizehnten war er ihr recht gut, im vierzehnten fand er sie häßlich, und im fünfzehnten liebte er sie. Im sechszehnten machte er einen Angriff auf ihre Unschuld, und als das liebe schwarze Mädchen ihn durch Bitten und Thränen zurückhielt, so wollte er sie im siebenzehnten gar heirathen.

Eines Morgens trat er ganz verstört in mein Zimmer. „Lieber alter Freund, sagte er, ich bin verliebt, in eine junge Person, die du kennst. Geist, Herz und Gestalt, Alles gefällt mir an ihr, nur nicht ihre Farbe, denn sie ist schwarz, und in meiner ganzen Familie ist nicht ein einziges schwarzes Gesicht, ausgenommen meine alte Tante, die sich in ihrer Jugend das Antlitz mit Pulver verbrannt hat. Nun ist meine Geliebte zwar sehr viel häßlicher, als meine alte Tante, aber ich weiß doch nicht, ob ich sie heirathen soll? — Offenbar sind die Neger nicht Menschen wie wir, denn sonst

E 5

, hätte

„hätte Gott ihnen unsere Farbe gegeben, und
 „du weißt, daß, wenn man die Verschiedenheit
 „von ganz entgegengesetzten Dingen durch ein
 „Gleichniß ausdrücken will, so spricht man:
 „Das ist verschieden wie schwarz und
 „weiß.“

Er raisonnirte noch lange über diesen Punkt,
 und gieng endlich, ohne meine Antwort abzu-
 warten, um den Mädchen seine Hand anzu-
 bieten.

Ein paar Stunden nachher kam das Mäd-
 chen selbst zu mir. „Ach! sagte sie, guter Herr,
 „ich bin verliebt, und ich weiß nicht, ob ich mei-
 „nem Geliebten herathen soll oder nicht?“

„Wie so? antwortete ich; ist er alt oder
 „häßlich? bumm oder boshafte?“

„Nein, er ist weiß.“ Verzeih mir, wenn
 „ich offenherzig rede, denn du bist auch weiß.
 „Aber sieh, ich denke, wenn Gott die Weisen
 „zu wirklichen Menschen hätte schaffen wollen;
 „so hätte es ihm ja eben nicht mehr Mühe ge-
 „kostet,

„kostet, die letzte Hand an sie zu legen, ihnen
 „das Siegel der Vollendung aufzudrücken, mit
 „einem Worte, sie schwarz zu machen. Denn
 „ohne diese Farbe ist der Mensch doch nur wie
 „eine aufgespannte Leinwand, die erst den Pin-
 „sel des Malers erwartet, um Etwas vorzu-
 „stellen.“

Sie schwagte noch lange, und machte zuwei-
 len Pausen, um meine Antwort zu vernehmen.
 Ich bestellte sie auf den andern Morgen wieder,
 um das Ding recht zu überlegen; aber sie war
 indessen hingegangen, und hatte meinen Schul-
 kammeraden geheirathet, und das war mir
 recht lieb, denn ich wußte nach vier und zwanzig-
 stündiger reiflicher Ueberlegung noch immer
 nicht, ob beyde Recht, oder beyde Unrecht
 hatten?

Standrede
am Grabe einer Fledermaus.

Mit der geladenen Flinte auf der Schulter, und der leeren Jagdtasche an der Seite, kehrte ich in der Dämmerung unmuthig von der Jagd zurück; denn ich war vier Stunden lang vergebens herumgelaufen, und ein Jäger, der kein Wild findet, ist eben so verdrüsslich, als ein Recensent, der kein Brod hat, und so lange von seiner eigenen Galle leben muß.

Als ich nahe an einem alten Gemäuer vorbeysam, schwirrte mir eine Fledermaus um den Kopf. Ich ergriff mein Gewehr, legte an, und — da lag sie. Ich erschreckte selbst, als sie fiel; denn ob es gleich nur eine Fledermaus war, so hatte das Ding doch Leben, aß, trank und liebte, that mir nichts, konnte mir auch nichts nugen; folglich wurde ich ärgerlich über mich selbst, welches mir wohl öfterer widerfährt, und darin lag in diesem Augenblicke der Unterschied zwischen mir und einem Recensenten.

Ich

Sch wurde aber nicht allein ärgerlich, sondern auch traurig und nachsinnend. Ich lehnte mich auf meine Flinte, die todte Fledermaus lag zu meinen Füßen. Höre mir zu, Weibmann! sprach ich zu meinem Hund, ich will dieser Fledermaus eine Standrede halten. Weibmann! beschnupperte dein Leichnam und setzte sich daneben. Ich sprach zu ihm: Ich hab dich —
„Armes Thier! hab ich an, was thatest mir?“ — Du wohntest in diesen verfallenen Mauern, siengst Fliegen, Schmettersfliege und Insekten, und alles Böse, was man dir mit Fug und Recht anfordern könnte, wäre höchstens, daß du einmal etwas Thalg oder Speck gestohlen. — Warum habe ich dich getödtet? Kann ich dich essen? Nein. Kann ich mit deinem Gedern meine Kopfkissen polstern? Nein. — Bist du vielleicht giftig wie der Ritter Linnäus behauptet? Nein. Du thust Niemanden Schaden, im Gegentheil hat Bängbein, der den Stunden schnelle Beine zu machen versteht, uns vor Kurzem eine Geschichte von einer

„einer beinahe. Schwesterin erzählt, wie sie einen
 „ehelichen Mann glücklich gemacht hat. —
 „Habe ich etwa überflüssiges Haar, um es mit
 „deinem Blute wegzulassen? Oder kann ich dich
 „etwa wider die Sicht brauchen? — nein, denn
 „die neuen Aerzte, die immer mehr wissen als
 „die alten, haben die diese Kräfte abgestritten.
 „— Soll ich, wie mein Jäger spricht, mich
 „deines Herzens beym Kugelgelesen bedienen, um
 „sich der zu treffen? — Ach nicht! das, Bley,
 „welches beim Herztrefen gar nicht mit deinem
 „Herzen wechschelzet. — Nein, nein, nein,
 „id nam dicit, quod dicit, quod dicit, dicit,
 „aber, „Nun, warum habe ich dich denn? Geschoh
 „ken? Bebst du nicht freudlich in der Einsamkeit
 „deiner Hantel? — Du nicht zwischen deiner oder
 „Mauern denn? — In die Welt zu verdammt
 „geht, mit den Königen in Pallästen gemein?
 „— Um des Thier hoch weiß ichs, deinem Tode,
 „gar keinem andern Nutzen zu ziehen, als die
 „nützliche Ehre, daß selbst Demansprüche Ein
 „stießen, der vor dem Schürmer des Schicksals
 „in einem unbewohnten Winkel der Welt floh,
 „nicht

„nicht sicher ist zertrüben zu werden, wenn einem
 „Großen und Mächtigen dieser Erde eben der
 „Kopf nicht recht steht. —
 „Denn, wenn man das nicht will, so ist es
 „schon zu spät. —
 „Denn, wenn man das nicht will, so ist es

Der Tod des Fürsten P*

P* starb. Am dem Tage, an welchem wir
 diese Nachricht in unserer Provinz erfahen, war
 gerade eine Gesellschaft zum Essen, Trinken und
 Spielen zusammengelommen. Demnach wäre
 das an jedem andern Tage der nämliche Fall ge-
 wesen, denn wir essen, trinken und spielen hier
 sehr fleißig.

Ich trat in den Saal. Vier Damen saßen
 am Kartentisch und spielten das beliebte Boston.
 Ihr Gespräch weckte meine Aufmerksamkeit auf
 fünf Minuten. Ich gebe es treulich wieder,
 wie ich es empfangen habe.
 Die erste Dame: Boston
 Die zweite. Ich spiele in der Vorhand.

Die dritte. Wissen Sie, daß der Kurfürst
gestorben ist?

Die vierte. Mißere.

Die erste. Er soll unter freyem Himmel
gestorben seyn.

Die zweite. Independance.

Die dritte. Sein Verlust wird allge-
mein bedauert.

Die vierte. Ich passe.

Die erste. Seine Nichte hat ihm die
Augen zugebrüht.

Die zweite. In Pique.

Die dritte. Ich spiele Whist.

Die vierte. Der türkische Kaiser wird
froh seyn.

Die erste. Der Coeurkönig —

Die zweite. Er hinterläßt viele Mil-
lionen.

Die dritte. Ich hatte nur einen
Beunruhigung.

Die vierte. Woran ist er gestorben?

Die erste. Der Bube wird gestochen.

So gieng es noch eine Weile fort, bis end-
lich das Kammermädchen hereinstürzte, und wei-
nend verkündete: der kleine Schooshund Mimi
sey vom Stuhl gefallen, und habe ein Bein ge-
brochen. Sogleich flogen die Karten unter den
Tisch, die Damen sprangen hastig auf, und riefen
mit Setzgeschrey: Ach Mimi! Mimi hat
ein Bein gebrochen!

Die hartnäckige Wette.

Ein Alter oder Neuer sagt: Wer einmal einen
dummen Streich macht, muß ihn durchführen
bis ans Ende. Da hat der Alte oder Neue sehr
Unrecht, denn ein halber dummer Streich ist
doch weniger schädlich als ein ganzer. Ich
will euch einen ganzen erzählen, der in P—g
vollendet wurde.
Zwey junge Leute standen im Kaffeehause
am Fenster, ein Dritter fuhr in einem offenen
Wagen

Wagen vorbeij. Es war schönes Wetter, und der Fahrende sah gesund und frisch aus.

„Es ist doch verdrüsslich, sagte Latinsky, Einer von denen, die oben am Fenster standen, daß an diesem schönen Tage ein junger gesunder Mann nicht lieber zu Fuß geht.“

„Das kann seyn, versetzte der Andere, aber Niemand hat ein Recht, sich darüber aufzuhalten. Wenn er nun Lust hat zu fahren, wer kann es ihm wehren?“

Latinsky. Wer? ich? „Du?“ —

Ja ich! was gilt die Wette? — „Du scherzest.“ — Ein Dugend Bouteillen Champagner. — „Wohl, es gilt.“

Mit zwey Sprüngen war Latinsky die Treppe hinab, vor der Thür, auf der Straße, fiel den Pferden in die Zügel, trat bescheiden an den Kutschschlag, und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie aufhalte, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es höchst auffallend ist, einen Mann von ihrem Alter

„ter und ihrer blühenden Gesundheit bey diesem schönen Wetter im Wagen fahren zu sehen.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, antwortete der Andere, daß es noch weit auffallender ist, diese Bemerkung von Ihnen zu hören.“

„Das scheint freylich sonderbar, aber —“

„Aber! aber! rief der Andere hitzig, hier findet kein Aber Statt. Fahr zu, Kutscher!“

„Nein, mein Herr, das kann ich unmöglich zugeben.“

„Wie, mein Herr, sind Sie bey Sinnen?“

„Wahrhaftig, so leid mir es auch thut, ich muß Sie lieber bitten auszustiegen, und einen Gang mit mir zu wagen.“

Der Fremde glühte vor Zorn; sprang aus dem Wagen, zog den Degen, und verwundete Latinsky gefährlich. „Genug! rief dieser, mein Herr, Sie sind zu menschenfreundlich, als daß Sie bey schönem Wetter und guter Gesundheit

„heißfabren: sollten, indessen, ich schwer verwun-
det zu Fuße gehen müßte.“

Mit diesen Worten sprang er im den Wa-
gen, rief seinem Freunde oben am Fenster zu:
„Ich hab' eine neue Wette eingekoppelt und
fuhr nach Hause.

Brief

eines Einsiedlers an seinen Freund.

Ich höre, lieber Freund, daß wir uns wechselseitig beklagen; du suchst die Achseln über mein Landleben im Winter, und ich verdrehe die Augen über dein Stadtleben im Sommer. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Unsere Vordältern hielten die Städte für Gefängnisse; wer wird sich in eine Stadt einsperren? pflegten sie zu sagen. Wer wird sich auf dem Lande einsperren? sagen wir.

Indessen

„(bis) Indessen bitte ich dich, so oft du an mich
armen Eingespeckten denkst, die immer ein-
frohren, gelübden Menschen vorzustellen, die
Längeweile hat, und doch nicht kalten spielt.
Die Herren Städte kommen mir vor wie die
Schwalben; im Sommer schweben sie ein we-
nig auf dem Lande herum, und im Winter ver-
sehen sie sich alle in einen Morast, um
da auch noch ausflugs gaul nicht abkommt, und
„Aber, mein Gott! im Winter, ohne Ge-
sellschaft —“

Wer sagt dir, daß ich keine Gesellschaft
habe? ich habe deren so viel, daß ich nächstens
mein Haus, aus Mangel des Raums, vor je-
dem Fremden verschließen werde. Erstens
sind da verchiedene Hunde. — Du lachst? —
Hund und Mensch sind für einander geschaffen
— fast hätte ich gesagt wie Mann und Weib,
wenn das Gleichniß würdig genug wäre. Wer
nicht Hunde liebt, ist mein Freund nicht. Wenn
Crevillon, der tragische Dichter, einen Hund
ohne Herrn auf der Straße fand, so nahm er
ihn unter den Mantel, und trug ihn nach Hause,
schön

schön oder häßlich, reinlich oder schmutzig, gleichviel; er ward gastfreundschafflich aufgenommen, genährt und gepflegt. Aber freylich verlangte der gütige Wirth auch Dank. Gerieth er einmal an einen Undankbaren, welches unter drey Hundern ein höchst seltener Fall ist, so nahm der Verfasser des Rhadamist ihn flugs unter den Mantel, trug ihn wieder dahin, wo er ihn geholt hatte, wandte sein Auge seufzend von ihm ab, und überließ ihn seinem Schicksal.

Ich habe einen Bedienten und einen Stallknecht, sie sind beide undankbar; ich habe einen Pudel und einen Hühnerhund, sie sind beyde dankbar. Der Pudel bewacht mein Haus, und mich selbst; ja, ich habe bemerkt, daß er Fremde laut anbellt, wenn ich gesund bin, und nur piano knurrt, wenn ich nicht wohl befinde. Er belustigt mich oft durch seine Capriolen, und sollte ich einst blind werden, so wird er mein Führer seyn.

Ich habe einen Papagay, der viel schwatzt. Er und mein Affe sind unter meinen Hausthies;

ren, die einzigen, welche mich an die große Welt erinnern, der ich entflohen bin.

Dieser Affe macht mir manchen Spaß, und seitdem ich weiß, daß einst ein Kayser mit seinem Affen Schach spielte, schäme ich mich gar nicht das Nemliche zu thun.

Ich habe allerley Vögel, die mir ein Concert singen. Ihr Gesang gilt mir für eine Oper, in welcher ich keine Loge bezahle. Auch ist es ein Gesang ohne schaaalen Text von Hen. Ebert oder Vulpius.

Diese meine werthen Freunde und Gesellen geben mir oft Gelegenheit, meine häuslichen Tugenden glänzen zu lassen: die Gebuld, wenn der Papagay zu viel schwatzt, oder das Geschrey der Vögel mir in die Ohren gellt; die Höflichkeit, wenn der Pudel mir im Wege liegt, und ich immer um ihn herum spazieren muß; das karte Blut, wenn der Affe eine Tasse zerbricht; die Langmuth, wenn der Hühnerhund ungehorsam ist; und endlich

die Wohlthätigkeit, weil ich sie sammtlich füttern muß. Auch gewährt meine Eigenliebe mir manchen Genuß, denn ich merke doch wohl, daß ich mehr Verstand habe als alle meine Thiere. Indessen kommt mein Affe mir auch darin so nahe, daß ich dadurch vor stolzem Eigendünkel bewahrt werde.

Rechne nun noch dazu, daß, obgleich die liebe Sonne im Winter sehr demüthig ist, und nie hoch am Horizont heraussteigt, sie doch täglich in mein Fenster scheint, weil mein Landhaus nicht durch hohe Mauern verbaut ist. Der Anblick der Sonne kann das Herz auf den ganzen Tag erquickeln. — Und dann die reine frische Luft. Ich werde ohnmächtig, wenn ich an eure Balsäte denke, wo der Quälm, wenn man sich die Mühe giebt, ihn mit einem Cubometer zu messen, eher auf ein Lazareth rathen läßt. Eben so wenig mag ich an eure Schmäufe denken, wo Zwang und Langeweile um den Vosses Kämpfen, und der Tod, in einem Haushofmeister verkleidet, dreißig Schlüs-

seln auf die Tafel setzt. — wo ich in einem sauberen Frack mit gepudertem Haar erscheinen muß, wo mich bald ein Schuh drückt, bald ein Döpel mir Brüste auf das Kleid gießt, hieher ein Nachbar, indem er mit mir schwätzt, mein Zeller begeistert, und vor ein Anderes durch Kläffchen und Schlarfen mich Eckel erweckt, und Welfe du noch, wie mir es geht, als ich in den letzten Pfingstfesttagen nach R. — kam? Schön zwölf Werke von der Stadt, als ich die Thürme von weitem sah, ward mir so eng zu Muth, als thürmten sie sich auf meine Brust. Ich fuhr durch das finstere Thor, und in meiner Seele wurde es finster. Ich stieg ab in meiner Wohnung, und fand sie öde und leer. Es war erst fünf Uhr Nachmittags, wie sollte ich den lieben langen Abend zubringen? — Hm! dachte ich, ich will hinausgehen in die Vorstadt zu meinem Freunde W. — und mich mit ihm legen. Flugs nahm ich Stock und Hut und gieng. Schon in der zweyten Straße begegnete mir ein besserer Ruff, der ein al-

terliebtesten Windspiel unter seinen nervigten Lut-
 ten. Mein preste, und — weil es seinem Kerker
 zu entkommen strebte — ihm mit der rechten
 Faust alle Augenblicke auf das fleitte Köpfchen
 schlug. Vermuthlich hatte er es gestohlen. Ich
 blieb stehen und sah ihn mit einer bitteren Em-
 pfindung nach. Bestaunmalt er stürzte nie-
 der, und fiel mit seiner ganzen Last auf das ar-
 me kleine Ding. Ich hielt es für todt. Aber
 als der Keel sich aufraffte, ergriff es die Gele-
 genheit seinem Tyrannen zu entwischen. Es
 hinkte schreyend bey mir vorbey, ich sah, daß
 ihm ein Bein gebrochen war. Lauf, armes Ge-
 schöp, sprach ich bey mir selbst, und machte eine
 unwillkührliche Bewegung, als ob ich ihm hel-
 fen wollte, schneller zu laufen. Ach! es lief
 nicht weit. Der besoffene Keel schrie hinter-
 drein: Halt! halt auf! ein paar andere besoffene
 Kerls fingen das unglückliche Windspiel und
 lieferten es wieder in die Hölle.

Ich seufzte und gieng weiter. Als ich vor
 das Thor kam, saß ein altes Mütterchen auf

dem

dem Glacis und bettelte. Die Schiltwache
 mochte ihr das Betteln wohl schon verschiedene
 male verboten haben, ihre Noth zwang sie ver-
 muthlich ungehorsam zu seyn. Der Soldat
 rannte auf sie zu, und stieß sie mit der geball-
 ten Faust in den Rücken, daß sie vorwärts in
 den kothigen Fahweg fiel. Als sie sich bittend
 aufraffte, und nach ihrem Henker umwandelte,
 stieß er sie mit der Stintenkolbe vor die Brust,
 daß sie abermals niedertaumelte.

„Ach! dachte ich, kaum eine halbe Stunde
 „in der Stadt, und schon habe ich zwei grau-
 „same Scenen mit ansehen müssen. Nein!
 „Gott ehre mir das Land! Wenn alle Menschen
 „auf dem Lande lebten, es würde nicht halb so
 „viel Böses in der Welt geschehen.“

Wunderfelliger Mann, welcher der Stadt
 entflohen war, entflohen aus der Stadt
 jedes Säuseln des Baumes, jedes Geräusch
 des Bachs,
 jeder blinkende Kiesel
 Predigt Tugend und Weisheit ihm!

Höly,

Sprich

Sprich, Freund! hat es noch je auf dem Lande einen großen Bösewicht gegeben? und besonders in Frühfahr, wenn man heraustritt an den warmen Strahl der Sonne, und die ganze Natur rings umher lächelt, ist es dann möglich ein Bösewicht zu seyn? Das Herz entsetzt sich wie eine Blume. Tugendwilde fällt es, wie Wohlgeruch den Blumentisch.

Ich bin auf einen paradox scheinenden Einfall gerathen. Sollten nicht alle große Verbreschen, alle Verschwörungen, sich im Winter, und zwar in der Stadt, angesponnen haben? es wäre der Mühe werth, die Geschichte darüber um Rath zu fragen.

Ich gieng mit diesem Gedanken nach Hause, und legte mich schlafen, aber das Rauschen der Wagen und das Geräusch des Nachtwächters ließen mir keine Ruhe; als ich endlich einschlämerte, träumte ich von dem kleinen Windspiel und dem alten Mütterchen, von der Faust und der Fintenkolbe. Des Morgens weckte mich das Dimmeln der Glocken auf dem Kirchturm,

der mir gerade gegenüber stand. Ich habe in meinem Leben dieß eintönige, ewig währende, in Verzweiflung setzende Glocken-Gebimmel nicht leiden mögen, und ich kann mir auch gar nicht vorstellen, daß der liebe Gott irgend eines Vergnügens daran finden könnte. Ich lasse es gelten, daß man die Glocken als Sprachröhre gebraucht, um die Leute in die Kirche zu rufen; aber in gewissen Augenblicken, bey gewissen Worten oder Handlungen des Priesters, dieses oder jenes Glocklein ertönen zu lassen, wie es in manchen Kirchen gebräuchlich ist, das geschieht blos um die Nachbarn zur Verzweiflung zu bringen.

Bei mir wenigstens wurde dieser Zweck sehr bald erreicht. Ich zog aus, ich suchte mir eine andere Wohnung in einer abgelegenen Straße, wo ich mindestens in meinem Zimmer allein zu seyn hoffte. — Ach! da lernte mein Nachbar rechter Hand, ein Beckerknecht, das Waldhorn blasen, und heulte solche höllische Trommelfell zerfleischende Töne hervor, daß alle meine

meine Nerven bebten, und ich einst in großer Angst zu ihm schickte, und ihn bitten ließ, mir die Stunden zu melden, in welchen er seine Kunst triebe, weil ich alsdann immer ausgehn wollte, er ließ mir sagen, er blase nicht eher, als bis er sich begeistert fühle, und die Stunde der Begeisterung könne er mir nicht bestimmen.

Bermalebente Stadt! rief ich, über deren Gassen keine singende Lerche schwebt, wo nur die Dohlen krächzen würden, wenn nicht das Waldhornsgeheul auch die verjagte.

Ich gehe aus, ich durchwandte unsere engen reichstädtischen Straßen; im Sommer durchnässen mich die Dachtraufen, wenn es regnet; im Winter begräbt mich eine herabrollende Schneelavine, wenn es thauet. Ich biege um eine Ecke, ein Wagen kommt mir entgegen, ich muß rasch auf die Seite springen, um mich nicht auf die Deichsel zu spießen. Ich gehe weiter — ein Stallknecht, der aus einem Brunnnen Wasser für seine Pferde schöpft, schlägt mich mit der langen Stange, die an der Schöpf-

Kanne

Kanne befestigt ist, zu Boden. — Ich raffte mich auf — ich talmelte einige Schritte weiter — wieder ein Wagen. — Ich will ihm ausweichen, ich trete auf die nächste Treppe vor einer Hausthür; gerade da hält der Wagen, der Eigenthümer des Hauses steigt heraus, glaubt, ich wolle ihn besuchen, und fragt, was zu meinen Diensten ist? Ja in der Nacht ist es mir sogar einmal begegnet, daß ich in der nemlichen Verlegenheit für einen Räuber gehalten wurde, der Lust habe einzubrechen.

Diese immertwährende Gefahr geräbert zu werden, brachte mich auf den Einfall, mich auf der Straße immer ganz dicht hinter einem vor mir herfahrenden Wagen zu halten. Denn, dachte ich, kommt dir nun ein anderer entgegen, so darfst du ihm nicht ausweichen, er muß erst deinen Vorgänger überfahren, ehe die Reihe an dich kommt. Aber da hatte ich wieder die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn kaum hatte ich mir ein Fuhrwerk ausgesucht, dem ich treulich nachfolgte, wie die Schaafse dem Lock-

hammel;

Hammer; so wandte dieß nemliche Fuhrwerk plötzlich um; sperrte im Umwenden die ganze Straße, und nöthigte mich durch possirliche Seitenprünge mein Leben zu retten.

Bei solch einem Seitensprünge geschah es einmal, daß ich an einen der sogenannten Garten-Rüssen stieß, welche verschiedene Gattungen Gemüse auf dem Kopfe herumtragen. Sein Spinat, seine Bohnen, seine Zwiebeln, lagen sämmtlich in einer Brühe von Roth; er suchte, und ich mußte bezahlen.

„Ach! sprach ich zu einem Freunde, bey dem ich eingetreten war, um mich von meinem Schrecken zu erholen, „Wie anders ist es doch auf dem Lande! wo man in Ruhe seine Straße wandelt, und zu beyden Seiten grüne Saatselder lächeln. Hier in der Stadt sehe ich nichts Grünes, als die Bohnen und Zwiebeln auf den Köpfen eurer Garten-Rüssen, und höchstens das dürre Gras auf euren Wällen.“

„Um

„Um Verzeihung, versetzte mein Freund, du hast den Spleen, Folge mir, ich will dich sogleich widerlegen.“ Ich folgte ihm, er führte mich in ein anderes Zimmer ohne Dach und ohne Diele, in welchem einige verkhorpelte Obstbäume standen, und das nannte er einen Garten. Dieser sogenannte Garten stieß an die hohe finstere Stadtmauer, und der Pulverthurm sah hinein, wie der Alp in eine Brautkammer.

„Ist es nicht sehr angenehm,“ sagte mein Freund, „hier die frische Luft zu genießen?“

Ich nickte höflich, und sah bescheiden nach dem Pulverthurm, der mir vorkam, wie das Schwert des Damocles. „Ich verstehe dich,“ rief er, „aber das hat nichts zu bedeuten. Zwar geriethen wirklich vor einigen Jahren, durch Unachtsamkeit der Arbeiter, einige Bomben in Brand, es gab einen fürchterlichen Spektakel, und ich mußte mit Weib und Kind schnell flüchten; aber solche Fälle sind selten, und dagegen gewährt mir der Thurm in den heißen Sommertagen einen kühlenden Schatten.“

G

Ich

Ich bekannte furchtsam, daß der Schatten einer Linde mir lieber sey als der Schatten eines Putzverhums, und eilte, um aus diesem Garten in die frische Luft zu kommen. Aber wo war frische Luft? — Zum Thore hinaus? — Ich gieng, da kam ich an eine Zugbrücke, an welcher die Ketten raffelten, und solch Kettengerassel kann mich auf den ganzen Tag verstimmen. Jenseits durchschnitt ich den Trüdelmarkt, wo alte Kleidungsstücke und faule Fische mich anlächelten, und ihre eckelhafte Ausdünstung mit dem Geruch von ganzen Tonnen voll Wagenschmier vermischten. Hier wollte mir ein besoffener Matrose zerrissene Stiefeln verkaufen, und dort bot mir ein altes Weib schmierige Piroggen an. Ich floh nach Hause und ergöste mich an dem Waldhorn meines Nachbarn.

Hast du genug, lieber Freund? oder soll ich dir noch Etwas von euten Clubs erzählen, die ihr mit dem schönen Namen Einigkeit stempelt, obgleich täglich die ungeschliffendsten Zänkereyen dort vorfallen? — Nein, glaube mir,

mir, nie hat Voltaire schöner und wahrer gedichtet; als da er sang:

Dieu fit la douce illusion
 Pour les heureux fous du bel age,
 Pour les vieux fous l'ambition,
 Et la retraite pour le sage.

Du wirst mich fragen, ob ich so eitel bin, mich wegen meiner Liebe zum Landleben für weise, oder doch für weiser, zu halten? — und ich antworte dir Ja.

Der Garkoch und der Bettler.

Der Bettler Mas gieng um die Mittagsstunde, Ein Stückchen Brod in seiner Hand, Den Garkoch Lur vorbey, der in der Küche stand, Und ein gespiaktes Reh am Spieße langsam wand, Freund Mas, der, in Gesellschaft vieler Hunde, Den Wohlgeruch sehr appetitlich fand,

Und dem das Wasser aus dem Munde
 In hellen Tropfen lief, trat ohne Scheu hinein,
 Und sog den Dampf von Braten und von Suppen,
 Hier aufgetischt in wollustvollen Gruppen,
 Mit vollen glergen Zügen ein.
 Das harte Brod wird leichter ihm zu kauen,
 Wenn es mit Bratendampf sich mischt,
 Und dünkt ihn besser zu verdauen.

Gesättiget, erquickt, erfrischt,
 Will er nunmehr von dannen gehn.

„Holla! ruft Meister Lur, die wird der
 Beutel jucken.“

„So ist es nicht gemeynt! du willst hier gratis
 stehn.“

„Den Dampf, die Quintessenz des Bratens
 einzuschlucken?“

„Bezahl! bezahl!“ — „Warum nicht gar?“

„Wer Teufel wird den Dampf bezahlen?“

„Der ohne mich ja doch verloren war?“ —

„Kann seyn, allein mit solchen kahlen
 Worten klübereyen könnst du hier nicht ab.“

„Nicht wahr, der Dampf erquickte dich von Herzen?“

„Wer

„Wer war es, der den Dampf dir gab?“

„Mein Braten wars! drum Geld!“ — „Mein
 lieber Herr, Sie scherzen —“

„— Beym Teufel! nein!“ — „Nun das ist
 sonderbar!“

„Mag seyn, nur Geld!“ — „Mein Herr, ich
 bin kein Narr!“

„Und kurz und gut! ich zahle keinen Heller.“

Der Streit wird warm, das Volk umringt

den Platz,
 Schon droht Herr Lur im Zorn dem Kopf des
 armen Mag

Mit Messer, Sabel, Löffel, Teller;

Als Jürg' erscheint, ein kleiner lustiger Schneider,
 Spasmacher in dem Viertel dieser Stadt,

Der in der Schöpfung neuer Kleider

Und Rechtsgelehrsamkeit sich Ruhm erworben hat,

„Der! ruft der Koch, der hier sey unser Richter!“

„Ich hins zusehen!“ seufzt der arme Mann,

Freund Jürge schneidet Amtsgesichter,

Und hört sogleich die Partey an,

Drauf spricht er: „Mag, du mußt bezahen.“
 „Gieb mir dein Geld.“ — Mag zahlt mit
 — trübem Blick.

Der strenge Richter läßt zu dreienmalen
 Den Silbergroßchen auf die Erde fallen,
 Und giebt ihn drauf an Mag zurück.

„Die Frau Gerechtigkeit soll loben!“
 So ruft er; „Nachbar Lur, ich richte nach
 deiner Noth und deiner Gebühr.“

„Du hast ihm deinen Dampf gegeben,
 „Er gab dir seinen Klang dafür.“

Weiberwitz.

Man hat viel gegen den Zweykampf geschrie-
 ben, man hat sogar Gesetze dagegen gegeben;
 das Erste hat wenig, und das Andern nichts ge-
 holfen; denn über Meinungen der Men-
 schen, wären sie auch noch so albern, muß man
 keine Gesetze geben; nur Thaten lassen sich ver-

bieten.

bieten. Andern haben den Zweykampf verthei-
 digt, vorzüglich aus dem Grunde, weil ohne
 dieses Mittel ein bescheidener, aber körperlich
 schwacher Mann zu oft in Gefahr stehe, von
 einem starken Flegel gemißhandelt zu werden,
 da hingegen der starke Flegel sich wohl hüten
 würde, die Faust zu gebrauchen, wenn er wüßte,
 daß er einer Degenspitze oder einem Pistolenlauf
 Rede stehen müsse.

Alles wahr, allein mich dünkt, man habe
 den Hauptgrund aus der Acht gelassen, weß-
 halb ich den Zweykampf für sehr heilsam halte.
 Der Durst nach Rache, einer der natürlichsten,
 und folglich einer der gefährlichsten Triebe der
 Menschen, quälend wie die Pocken, wenn sie
 hervorzubrechen streben, fürchterlich im Aus-
 bruch, und Schrecken bringend oft nach kom-
 menden Jahrhunderten; diesen Durst nach Ra-
 che, der zuweilen eine Familienkrankheit bis ins
 vierte Glied wird, löscht der Zweykampf; es
 fließt Blut, und weggewaschen ist der Zwist,
 verflucht der Groll, begraben die Rache.

§ 4

Gesetz

Gesetz auch, was doch selten ist, Einer
 der Kämpfer vertrete sein Leben dabey, was ist
 das Leben eines Menschen gegen das Elend
 von hundert Unschuldigen, welche oft unbefede-
 digter Rache zum Opfer dienen, bloß weil sie
 über jene wegschreiten muß, um zu ihrem blut-
 igen Ziele zu gelangen. Hätte Carl der Fünfte
 die Ausforderung Franz des Ersten angenommen
 wie mancher Gatte, Sohn und Bruder wäre
 dem Kreis seiner Lieben nicht entrißen worden!

„Aber der Zweykampf ist ein alberner sinn-
 licher Gebrauch; es ist lächerlich, die Ehre des
 Beleidigten gerettet glauben, weil er noch oben-
 drein einen Stich in den Unterleib, oder eine
 Kugel ins Gehirn erhalten hat.“

Sehr wahr; aber es ist nun einmal so,
 und die Vernunft schreit sich vergebens heiser.
 Der große Haufe begehrt sinnliche Gegenstände;
 er kann sich die beleidigte Ehre eben so wenig
 ohne Degen und Pistolen denken, als Gott den
 Vater ohne einen weisen Bart und die Welt

Kugel in der Hand. Wenn die Römer einen Ges-
 fesselten für unschuldig erkannten, so begnügten
 sie sich nicht damit, ihn die Fesseln abzuneh-
 men, sondern sie wurden öffentlich zehretet.
 Wenn ein Profos ehrlich gemacht wird, so
 schwenkt man die Fahne über ihm.
 Wenn das vormalige Parlament zu Paris die
 Unschuld eines vermeynten Verbrechers aner-
 kannte, so ließ es ihn nicht durch die gewöhnliche
 Thür, sondern durch die sogenannte belle porte
 oder porte d'honneur zurückführen. Nur der
 Ausspruch des überzeugten Richters giebt dem
 Unschuldigen seine Ehre wieder; aber der Pöbel
 denkt an das Zerhauchen, an die Fahne und
 an die porte d'honneur.

Welcher Zweykämpfe sind selten, und da-
 her Weiberräche schrecklicher als Männerrache.
 Ränkereyen zwischen Weibern werden stadtän-
 dig man lacht, man spöttelt darüber; und eben
 diese Stadtkunde, dieses Lachen und Spötteln,
 treiben das beleidigte Weib zu einer Erbitterung,
 die jedes Gefühl von Recht und Menschlichkeit

verfchlingt; Dürfte die schöne Hand keine Ple-
 strolchegeissen; dürfte der schöne Busen sich ei-
 ner Degenspitze preis geben; die Weiberrache
 würde nicht zum Spruchwort unter uns gewor-
 den seyn. Wer sollte zum Beispiel glauben, daß eine
 Schaale Wasser und ein Paar verweigerte Hand-
 schuh den Utrechter Frieden bemerkt haben? Die
 vereinten Kräfte von Europa hatten die franzö-
 sische Monarchie erschüttert, ein Weibertzwiß
 gab ihr den alten Glanz wieder.

Die Königin Anna, von England liebte die
 Herzogin von Marlborough. Diese überhob
 sich endlich der Gunst ihrer Gebieterin, wurde
 stolz, eigensinnig, viel begehrend, tyrannisch
 in der Freundschaft, und trieb es so weit, daß
 die Königin ermüdete, der Herzogin ihr Ver-
 trauen entzog, und es einer liebenswürdigen
 Dame ihres Hofes, der Lady Masham, zu-
 wandte. Die Herzogin war außer sich, und
 dürftete nach Rache.

Man glaube gewöhnlich, es sey schwer sich
 an einer Königin zu rächen, aber nichts weniger.
 Die Königin Anna war ein Weib, folglich konnte
 sie durch Kleinigkeiten beleidigt werden. Lady
 Masham that eines Tages ein schönes neues
 Kleid, die Herzogin schüttete, als vor unge-
 fähr eine Schaale Wasser darauf, und wür-
 digte sie nicht einmal einer fahlen Entschuldi-
 gung. Die beleidigte Dame glühte, denn man
 hatte ihr an das Herz gegriffen; man hatte ihr
 ein neues Kleid verderben. Die Königin theilte
 den Schmerz ihrer Günstlingin, aber noch wagte
 sie nicht ihren Haß ausbrechen zu lassen, denn
 der Gemahl der Herzogin war ein Held, der
 von Siegen zu Siegen flog, ihren Thron auf
 Felsen gründete, und ihre Scheitel mit Lorbee-
 ren umwand. Aber eine zweyte eben so nichts-
 würdige Begebenheit veranlaßte bald, daß der
 Nachdurst die Ruhmbegier verschlang.

Die Herzogin erschien bey Hofe mit ein
 Paar neuen geschmackvollen Handschuhen. Die
 Königin konnte sich nicht enthalten sie schön zu fin-
 den,

den, und auf eine Art zu loben, welche er-
 then ließ, daß sie Eigenthümerin derselben zu
 werden wünsche. Ein solcher Wunsch aus dem
 Munde einer Königin ist ein Befehl; die Her-
 zugin verstand ihn recht gut, aber sie wollte es
 nicht verstehen. Sie war vielmehr so hähmisch,
 die Handschuh dem ganzen Hofe geistlich zu
 zeigen, sie ringsherum bewundern zu lassen, und
 sie nicht einmal bey der Tafel ausziehen. Von
 diesem Augenblicke an war ihr Untergang be-
 schlossen, er koste was er wolle. Anna gab
 Ludwig dem Bierziehnten zu verstehen, daß sie
 geneigt zum Frieden sey; sie verließ die Parthey
 des Häufes Desireich, rief den Herzog von Marl-
 borough zurück, und entsetzte ihn aller seiner
 Würden.

Vergebens kam Prinz Eugen selbst nach
 England, vergebens suchte er den hiebern Hel-
 den zu retten; Marlborough, der Sieger bey
 Hochstett und Malplaquet, fiel durch die Hand-
 schuh seines Weibes.

Wisch:

Wischiwaschi.

(Dieses Spiel einer ausschweifenden Ein-
 bildungskraft ist so viel ich weiß, ursprünglich
 französisch. Man nannte es Amphigouri, ein
 Wort, das ich nicht besser als durch Wischi-
 waschi übersetzen kann. Man muß es mit
 einer sehr geläufigen Zunge lesen, um den Zweck
 zu erreichen, daß der Zuhörer betäubt wird, und
 nicht recht weiß, ob das, was er hört, Spaß
 oder Ernst ist?)

Ich trat herein, man bemerkte mich
 nicht. Die Gesellschaft hatte einen Kreis ge-
 schlossen um einen jungen Menschen, der eben
 vonreisen zurückkam. Er war aus Erfurt ge-
 bürtig, hatte Mählhausen gesehen, und war
 endlich sogar bis Heiligenstadt vorgebrungen.
 Man hörte seine Abentheuer mit offenem Munde
 und ehrerbietigem Schweigen, welches nur zu
 weilen durch ein i s s m ö g l i c h ! unterbrochen
 wurde. Er erzählte eben, er habe in Mähl-
 hausen junge Hühner gegessen, die so groß ge-
 wesen, als kateutsche Hähne.

„Um

„Um Vergebung, mein Herr, sagte ich mit der größten Ernsthaftigkeit, „die katekutschen „Hähne blühten damals noch gar nicht.“

Der junge Herr sah mich an, sperrte das Maul auf, und versuchte zu lachen. Ich aber ließ mich nicht irre machen, sondern fuhr fort mit einem Gesicht, welches ich der Büste des Cato abgelielien:

„Da Sie doch in Mählhausen gewesen sind, so haben Sie vermuthlich auch die Merkwürdigkeiten des Orts befehnt? unter andern ein kleines Riechfläschchen, welches acht Maas enthält, und väterlicher Seite mit den Weinkrügen der Hochzeit zu Canaan verwandt ist. Man verwahrt darinnen das Rauchgemümmel des heil. Johannes, als er das Büchlein in der Offenbarung verschlang. Rings umher ist die Legende des heiligen Ignatius von Loyola, in Marmor von rothem Kupfer gegraben, welches auf vier krummen Säulen ruht, und nach der Melodie gesungen wird: ca ira! ca ira! Sobald man aber näher tritt und es anrühren will,

so entdeckt man in einer weiten Entfernung die asiatischen Alpen, und man muß drey mal niessen, man mag wollen oder nicht. Wenn nun die Umstehenden gesagt haben: Gott helf! so wird aus einer kleinen Büchse, welche an beyden Spizen oval, und an den vier Ecken rund ist, so daß sie in Jahr und Tag einer Kaffeemühle ähnlich wird; aus dieser Büchse, sage ich, wird ein lederner Schleiffstein, etwas kleiner als ein Kriegeschiff, gezogen, auf dem man ein Chodowieckysches Kupfer erblickt, welches die drey Männer im feurigen Ofen selbst gestochen haben sollen. Dieses Gemälde steht an der Kirchenthür, um gleichsam anzudeuten, daß hier völliger Ablass aller Sünden ohne Barmherzigkeit ertheilt wird.“

„Ey warum denn aber?“ fragte eine junge Rathsherrn-Witwe.“

„Weil, versetzte ich ganz ernsthaft, man in Mählhausen eben so gut, wie hier, Spinat von türkischem Caffian speist.“

„Wah!

„Wah! wah! sagte die junge Witwe, und lächelte pfiffig dazu: „ich glaube Ihnen nicht ein Wort.“

„Was würden Sie erst sagen, Madam,“ fuhr ich fort, „wenn sie daß berühmte Observatorium in den Dardanellen gesehen hätten, welches rings herum vermauert ist, und wo man zum Beyspiel einen Weißfisch in Felsen gehauen antrifft, der Manschetten von Agat trägt, in Baumwolle gewickelt, die ein berühmter griechischer Dichter geschrieben hat, und überdieß reich verziert mit Saspis von Bronze auf Leinwand gemahlt, so daß man darauf schwören sollte, es sey ein Ehrenpelz, den Voltaire in seiner Jugend getragen, weil die Augen dieses Thieres gerade aussehen, wie ein Paar erfrorene Nuskacker.“

„Aber noch weit bewundernswürdiger ist ein Schrank von Jungfernwachs mit Ziegelfeinen ausgelegt, den man mit einer Stecknadel von hölzernem Zwirn öffnet. Drei Ehe-

„rubs

„rubs aus Pasterentelg treten hervor, und halten ein Gemälde, welches die Blättern sehr stark gehabt hat. Man sieht darauf das Schwein des heil. Antonius in der Nachtmähe und Unterrock, wie es eben die letzte Pfeife ausklopft. Die Einfassung stellt ein gepflastertes Körnfeld vor, mit chinesischen Maykäfern besät, die auf zahmen Nesselbäumen gesischt werden, deren Stamm aus Siegelack besteht, von der nemlichen Gattung, welches die Schweizer einen Katechismus nennen. Das ist eigentlich nur ein Gedanke, der aus dem Hebräischen übersezt ist, weil das Volk damals den Schnupftaback so sehr liebte, daß man dreymal des Tages die Haare aufwickeln mußte, um die Gewitterwolken zu zerstreuen.“

„Der Elne von den oberwähnten Cherubs hat über dem Knie eine Art von Gelenke von Perlmutter, zu vier Thaler die Elle, in Kalbsleder gebunden, welches einen solchen Glanz von sich wirft, daß davon sogleich eine Donnerstimme erschallt, welche alle Arten aus der

5

„Eofa

„Cosa rara zu Pulver brennt. Jeder, der an
 „diesem Pulver riecht, bekommt den schwarzen
 „Staar, und muß übermorgen wiederkommen,
 „ohne einmal sagen zu dürfen: ich bedanke
 „mich.“

Mit diesen Worten gieng ich meiner Wege
 und ließ die ganze Gesellschaft in dem größten
 Erstaunen zurück.

Die Geschichte einer Sklavin der Religion.

Es war einmal in Abdera, oder in Kaggrund,
 oder wo man sonst will, ein großer Verbrecher,
 der verdient hätte gehangen zu werden, wenn
 er nicht der Stärkere gewesen wäre. Man be-
 gnadigt ihn also, und trug ihm sogar auf, die
 Annalen für den Kaggrund für die Nachwelt zu
 schreiben; denn unglücklicher Weise war er der
 Einzige, der lesen und schreiben konnte. Er

hatte

hatte sich vormals einige Nordbrennereien,
 Vergiftungen, und dergleichen Kleinigkeiten zu
 Schulden kommen lassen, weshalb ihn der der-
 zeitige Burgemeister oder Stuhlherr aus dem
 Hause gejagt hatte. Natürlich rächte sich nun
 der Historiograph von Kaggrund dafür, und
 schilderte in seinen Annalen alle Stuhlherren,
 Stuhlverwandte und Stuhlgenossen, die ihn
 wegen jener Lumpereien an den Galgen hatten
 bringen wollen, mit den schwärzesten Farben.
 Zwar sprachen Witwen und Waisen, Hospitäler
 und Schulanstalten zu Gunsten der Verleumde-
 ten; aber die Annalen waren schwarz auf weiß,
 die Kagrunder nannten sie ihre pragmatische
 Geschichte, und die Kinder lernten schon in
 der Schule dem Namen des guten Stuhlherren
 fluchen, der einst dafür gesorgt hatte, daß sie in
 der Schule wären. Duftenden Weihrauch hin-
 gegen streute der Annalist seinen Spießgesellen,
 die ihm reblich hatten morden und plündern hel-
 fen. — O daß dieser bittere Scherz nur eine
 Fabel wäre! Ach! es gab eine Zeit, wo wir
 Alle Kagrunder waren! —

Wer ist der Mann, denn ich oft als Knabe segnete, weil mein Hofmeister sprach: „Siehe, da den Grundpfeiler unserer Kirche!“ — den der Senat zu Rom Triumphbögen thürmte — der unter dem Namen des Großen auf die Nachwelt kam — den der Bischof Eusebius von Cäsarea über Cyrus und Alexander erhebt — den Lactantius, Theodoretus, Socrates und Sozomenus vergöttern? — Es ist der nemliche Fürst, der überwundene und gefangene Könige bey öffentlichen Schauspielen den wilden Thieren vorwerfen ließ — der die Ehrensäulen eines ehrwürdigen, in der Einsamkeit lebenden Greises beschimpfte — der dem Licinius mit Hand und Schwur das Leben zusagte, und ihn hernach mit einem Stricke erwürgen ließ — der ein unschuldiges Kind von elf Jahren ermordete — der den Philosophen Sopater aus thörichtem Aberglauben in Stücke zu hauen befaß — der, unterrichtet von dem Morde, welchen man in nächster Nacht an ihm verüben wollte, statt seiner mit kaltem Blute einen Verzchnittenen in sein Bett legte — der endlich das

Maaf

Maaf seiner Schandthaten füllte, indem er Weib und Sohn einem nichtswürdigen Verdachte aufopferte. — Mit einem Worte: Constan-
tin der Große! der Heilige!

Wer war der anspruchlose Held, der es an Mäßigkeit dem Geringsten seiner Soldaten zuvorthat — dessen Lager aus einem Teppich und einer Haut bestand — dessen nächtliche Stunden zwischen Arbeit und Ruhe getheilt waren — der mit 13000 Mann bei Straßburg 35000 Alemannen schlug — der dem überwundenen Feinde mild begegnete — der die Kayserwürde zweymal ausschlug, um kein Verräther seines Herrn zu werden — der mit philosophischer Gelassenheit die Beleidigungen des Florentius anhörte — der dem besiegten König der Chamaver, als er den vermeynnten Tod seines Sohnes beweinte, plötzlich diesen Sohn in die Arme lieferte, und für die Vaterfreude eine Thräne hatte — der seinen Feind Mevribius mit seinem eignen Feldherrn-Rocke bedeckte, um ihn der Wuth der Soldaten zu entziehen, und

H 3

selbst

selbst den Verschnittenen begnadigte, der ihm nach dem Leben gestanden hatte — der die Angeber seiner ehemaligen Verfolger zornig von sich wies, und dem Verräther Theodotus mit den Worten verzieh: „Geh! ich will meine Feinde verringern, und meine Freunde vermehren.“ — der sein Weib zärtlich liebte — und der endlich mit dem frohen Bekenntniß auf den Lippen starb: Gott! ich bin mir keines groben Verbrechens bewußt! —

Es war der nemliche Fürst, der unter dem verhassten Namen des Abtrünnigen auf die Nachwelt gekommen — der nemliche Fürst, dessen Andenken den Christen ein Grund ist, auf dessen Rechnung man die albernsten Mährchen geschmiebet; den Gregorius von Nazianz und hundert Andere mit der bittersten Heftigkeit beschimpfen — mit einem Worte: Julian!

Richte Nachwelt!

Diesem guten, biedern Julian warf man unter andern vor, er vernachlässige das Ansehn

der

der kaiserlichen Krone. Als zum Beispiel sein Freund Maximus, nach dessen Umarmung er sich so lange gesehnt hatte, endlich seinen Wunsch erfüllte, und zu Constantinopel anlangte, da hielt Julian gerade eine Rede im Senat. Kaum aber erfuhr er die Ankunft seines Freundes, als er plötzlich abbrach, aussprang, ihm entgegen lief, ihn umhalste, in die Versammlung führte, und neben sich sitzen ließ. Es mag seyn, daß es nicht schicklich war, denn ein Kaiser darf nun einmal nicht immer ein Mensch seyn; aber wahrlich! wahrlich! hätte Constantin der Große einen solchen Verstoß gegen die Etikette sich jemals erlauben können, wir würden weit weniger Schandthaten von ihm lesen.

Brieße zweyer Liebenden,

Peter Lachs, eines Fischers,

und

Dorothea Seifenschaum, einer Wäscherin.

Peter an Dortchen,

Mamsell Jungfer,

Wenn man sein Herz nicht mehr hat, so ist das ein Zeichen, daß eine andere Person es hat, und wenn sie's nicht übel nehmen will, so muß ich ihr sagen, daß sie diejenige Person ist, denn ich habe das Glück und das Vertrauen gehabt, sie in der Schenke auf dem Tanzboden zu sehen, und was noch schlimmer ist, ich habe drey Menuetten mit ihr getanzt, und hernach einen Deutschen, wofür ich die Musikanten bezahlt habe, welches mich gar nicht gereut, denn sie ist weit mehr werth als das. Aber was ich eigentlich sagen wollte, ich heiße Peter Lachs, und damit sie mich nicht verwechselt, ich bin der große Junge mit dem langen Haarzopf und dem

spani-

spanischen Rohr, und habe auch einen gelben Rock von der Farbe wie meine neuen Hosen, und weiße Zwirnstrümpfe. Auf den Sonntag will ich meine Mutter mitbringen, sey sie hübsch freundlich, und ich verbleibe mit dem gehörigen Respect

und dieß ist Mamsell Jungfer

Ihr allzeit fertiger Diener,

Peter Lachs, Fischer,

wohnhaft oben an der Ecke,

gleich neben dem großen

Misthaufen.

(Dieser Brief zukomme der Ehr- und Tugendbelobten Mamsell Jungfer Dorothea Seifenschaum, weltberühmten Wäscherin, dem Brunnen gegenüber, unten an der Pferdeshwemme.)

Dortchen an Peter.

Musje,

Ich habe seinen Brief wohl erhalten, und daraus sehen, daß er an mich geschrieben hat.

Ich kann mich gar nicht besinnen, daß wir zu-

sammen getanzt haben, und was die Wahrheit betrifft, daß ich sein Herz haben soll, so ist das wohl nur gelogen, denn was man nicht empfängt, das hat man nicht, und ein ehrliches Mädchen nimmt sich wohl in acht dergleichen Dinge anzunehmen, und folglich habe ich sein Herz auch nicht. Die jungen Bursche sind heut zu Tage leichtsinnig, und reden viel, aber wenn's zum Treffen kommt, so wollen sie nur löffeln, und also sey er so gut, und verbrenne er meinen Brief, und auch das, was darin steht, damit ich bis auf den nächsten Sonntag verbleibe

Seine gehorsame Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Mamsel Jungfer,

Ihre Zweifel und ihre Argwohnschaft ist, Gott straf mich! sehr anstößig für ein ehrlich Blut, wie ich bin, was maßen ich nobel denken thue, und wenn ich sie nicht so zu sagen lieb hätte, so hätte sie kein Sterbenswörtchen

davon

davon erfahren sollen. Geh sie, geh sie, Mamsel Jungfer, ob ich gleich nur ein armer Teufel bin, so meine ich es doch eben so ehrlich als der große Mogul, und da ihr Briefchen so niedlich ist, das man es vom ersten Buchstaben bis zum letzten auffressen möchte, so sehe ich wohl, daß sie gewaltig viel Grütze im Kopfe hat, und zum Beweise schicke ich hier ein paar Kalle und drey Hechte, die ich heute in der Frühstunde selbst gefischt, und ich wollte, sie wären von purem Silber, wie die großen Leuchter in der Sanct Gertruden-Kirche, das würde noch viel besser ins Auge fallen, und folglich wäre sie ihrer Sache gewiß, daß ich kein Schmaruzer bin, der nur löffeln will, sondern vielmehr meiner hochzuverehrenden Mamsel Jungfer

demüthiger Diener

Peter Lachs.

N. S. Sie braucht dem Jungen, der die Kalle bringt, kein Trinkgeld zu geben, denn ich habe es ihm verboten.

Dortchen

Dortchen an Peter.

Musje,

Bleib er mit seinen Präsentationen vom Halse. Ich habe dem Jungen auf gut Deutsch gesagt, er soll sich zum Henker scheren, oder auf den Fischmarkt, da kann er seine Aale und seine Hechte verkaufen, so viel er Lust hat. Seht doch, was denkt er denn Musje? daß ich so hungrig nach Geschenken bin? und ich werde alle Tage satt, wenns auch nicht Al ist, so haben wir doch Bohnen mit Schweinesfleisch, und gestern aßen wir einen Mehlibrei, auf dem die Butter stand wie ein Teich. Wenn ich Lust habe Jemand lieb zu haben, so thu ichs umsonst, denn ich weiß schon wie es geht, da war der kurze dicke Eseltreiber Michel Stinz, der hat meiner Schwester Ursel allerley Kram geschenkt, und sie ist eine Nârrin gewesen, und hat es angenommen, und hat ihn erschrecklich lieb gehabt, wie es sich gehört und gebührt, aber der Hund hat sie sitzen lassen, daß es ihr hernach blutsauer geworden ist, sich zu verheirathen.

Wenn

Wenn ich es eben so machte, so wäre ich wohl eine Nârrin.

Seine gehorsame Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Gott bewahre, Mamsell Jungfer, sie hat mich so erschreckt, daß ich den Schnupfen davon gekriegt habe. Ich bin ein Tölpel, aus Ursachen, weil ich nicht zu leben weiß, und es soll nicht wieder geschehen, denn ich wollte lieber, daß die verfluchten Fische mir im Leibe säßen, weil sie mir den Streich spielen will, und will mich laufen lassen. Thu sie das ja nicht, Mamsell Jungfer, ich muß sonst sterben, ehe ichs mich verseehe, und verbleibe sterbend und todt.
Peter Lachs.

Peter an Dortchen.

Mamsell Jungfer,
Nun sind es schon zwey Tage und ein paar Stunden drüber, daß ich nicht schlafen kann,
weil

weil die Betrübniß mich traurig macht, um des Elends willen, daß sie mir gar nicht mehr antwortet. Gott straf mich! das ist recht kläglich und so zu sagen ein Hammerbild. Ich hungre wie ein Wolf, aber ich getraue mich nicht zu essen. Meine Mutter spricht, ich wäre nicht wohl gesehet, alle Menschen lachen, und ich heule wie Sanct Petrus. Sonnenschein kommt mir vor wie Regen, weil alles verkehret aussieht, wegen der Mamsel Jungfer, die eine hartnäckige Boshaftigkeit insinuiert hat, und hör sie, wenn es nicht bald anders wird, so verkaufe ich alles, was ich habe, und trage es zu einem Pfaffen, der soll den lieben Gott vor ihre arme Seele bitten, ich aber stürze mich so zu sagen in den Leich mit dem Kopfe voran, hinunter zu den Fischen, die Schuld an meinem Unglücke sind, da mögen sie vor ihre Mühe mich so lange fressen, bis ich gar nicht mehr bin

Mamsel Jungfer

ihr bereitwilliger Diener

Peter Lachz.

Dort.

Dortchen an Peter.

Musje,
 Er denkt wohl gar, mein Herz wäre so hart wie ein Bügeleisen? Sey er nicht bang von wegen dem Sterben, das will ich gar nicht haben, denn wenn er einmal todt ist, so bekümmere ich mich nicht so viel mehr um ihn. Bleib' er hübsch leben und sey er lebendig, denn was das betrifft, daß ich ihn nicht geantwortet habe, aus Ursachen, weil mein Bruder Niklas sich den Finger verbrannt und alle unsere Dinte darauf geschmiert hat. Das hindert aber nicht, daß er mir keine Präsentationen mehr schicken soll, weil ein ehliches Mädchen, das von der Tugend lebt, allerley Unschuld in seinem Herzen hat, wodurch ein gutes Gewissen auf fromme Gedanken geräth, und gleichfalls ist meine Mutter eine ehrbare Frau, wie die ganze Welt weiß. Auf den Sonntag gehn wir wieder zusammen in die Schenke. Wenn er auch hinkommt, so bring er seine Mutter mit, und thue er ein bißchen mehr Puder in seine Haare als das vorigemal.

Seine Dienerin

Dorothea Seifenschaum.

Peter

Peter an Dortchen.

Ach liebe Mamsell Jungfer! wenn es doch alle Tage Sonntag wäre wie gestern, von wegen daß wir uns sehen können so viel als genug ist. Sapperlot! als ich den warmen Krautsallat mit ihr aß, das deuchte mich lauter Sellery, so hatten ihre Augen den Sallat gepfeffert. Ich habe auch mit ihrer Mutter getanzt, aber ich tanze doch lieber mit ihr, denn sie tanzt doch zehnmal besser, nur daß man es der Mutter nicht sagen darf, weil sie doch ziemlich nahe mit der Tochter verwandt ist, aber gewiß und wahrhaftig! meine Herzaallerliebste hat eine erschreckliche Manierlichkeit im Tanzen, und die Fiedelbogen können ihr kaum folgen. Und hernach singt sie auch besser als eine Lerche im Frühjahr, kurz, je mehr ich sie angaffe, finde ich, daß sie ein rechtes Wunderthier ist. Postausend! wie ich ihr mit Erlaubniß der ganzen Gesellschaft ein Mäulchen gab, da wurde mir so kurios zu Muth, so kitzlich wohligh, daß seit die Welt auf der Welt steht, noch keine lebendige Seele dergleichen empfunden hat. Glaube sie mir,

Mamselle Jungfer, sie wird immer und ewig in dem Gedanken meines Gedächtnisses seyn, das habe ich ihr gestern gesagt, und werde es ihr alle Tage sagen, bis ich sterbe und gar nichts mehr sagen kann! Lebe sie wohl! um 11 Uhr
 Adieu
 Ihr Getreuer bis in den Tod
 Peter Lohs.
 Dortchen an Peter.

Musje,

Er schreibt mir immer, daß er mich lieb hat, und sagt mirs auch unter die Näse. Ich wollte wohl wissen, bey welcher Gelegenheit er mir das sagt? und ob er nicht blos in dem Wind plappert wie viele andere, denn ich hab noch giebt eine Menge schmucke Barsch, die haben alle Taschen voll Liebe, und heilen an alle Mädchen davon aus, recht wie die Schmetterlinge, Gott verzeih mir die Sünde, die mancher dorthin herumfliegen, und von allen Dörnern schmerz rufen. Wenn er nicht so ist, so will ich Gott dafür danken, weil ich daraus sehe, daß er nicht so viel vor meine Hochachtung hat, von wegen der
 S
 Unschuld,

Unschuld, welche die Tugend mit der Ehrfurcht respectirt. Inkünftige werde ich ihn nicht mehr schreiben, denn das frist meine Zeit, und die Arbeit geht nicht sink von der Hand, aber glaube er nur, daß sein artiges, steifes Wesen sich immer tiefer und tiefer bey mir einnistelt, wasmaßen ich bin und verbleibe

ihre ergebene Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Mamsell Jungfer,

Thue sie nur alle ihre Zweifelen und Argwohnschaften in einen Sack, und werfe sie den Sack ins Wasser. Ich bin nicht so wie Andere, mein gar nicht; und wenn ich sage, daß ich sie lieb habe, so sage ich die helle klare Wahrheit, denn vors Erste ist sie wunderschön, und wenn das Leben von meinen Tagen noch viermal länger wäre, so wollte ich die vier Enden zusammen knüpfen, um sie desto länger lieb zu haben, und hernach, wenn ich doch endlich sterben muß, so will ichs mit der Liebe doch immer so halten

Unschuld

wie

wie bey meinen Lebzeiten. Laß sie nur einmal andere Mädchen kommen, Sapperlot, wie will ich sie abführen, und wenn sie gleich sprächen: „Guten Tag, Musje Peter, wie gehts?“ über die Achsel wolte ich sie ansehen, und sprechen: „Laß mich in Ruh! wer Merseburger Bier trinken kann, der nimmt kein Wasser in den Mund.“ Also was das betrifft, Jungfer Dortchen, so schlafe sie ganz ruhig, und morgen Nachmittag geliebt es Gott, werde ich so frey seyn bey ihr einzusprechen, und es ihr noch einmal recht ins Maul zu schmieren, daß ich bin ihr getreuer

Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Komm er heute nicht so frühzeitig wie gestern, versteht er mich? Meine Mutter spricht, die Wäsche ist schlecht gewaschen, weil er immer dabey gestanden hat, und das ist auch wahr, denn ich kann nicht zugleich waschen und ihn angucken, das geht nicht an. Wenn er wieder kommt, so

S 2

bringe

bringe er doch das Lied mit, daß er vorgestern mit seiner Stimme gesungen hat, denn meine Mutter spricht, es wäre recht schnurrig gewesen, und sie versteht sich darauf, weil ihre Gewatterin damit handelt, und eine erschreckliche Menge von solchen Liedern verkauft. Es wird auch noch ein schmucker Bursche bey uns seyn, der schöne Lieder auswendig weiß, und wenn sein Vetter von Freyenwalde kommt, so bringe er ihn auch nur mit, denn je mehr Narren beysammen sind, je mehr muß man lachen. Meine Pathe Anna Barbera und ihre Tochter Liese werden express auch kommen, denn ich habe ihnen durch den lahmen Bärkel zu wissen gethan, daß ich bin

seine ergebene Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Herzallerliebste Mamsell Jungfer,

Das war gestern Nachmittag ein schnacklicher Abend. Sapperment! ihre Pathe hat ein tüchtiges Maulwerk, aber ich verwette meine silberne Halsknaulle, daß sie doch noch besser schnattern

kann.

kann. Das wäre alles recht gut, wenn nur der Musje Holzschreiber Kilian Tups nicht da gewesen wäre, der hat gesungen mir nichts, dir nichts, als ob er allein singen könnte, und denkt, weil er zu rechnen versteht wie ein Professor, und weil er ein bischen schnarrt, und weil er eine tombakene Uhr hat, er wäre recht ein vornehmer Star und dürfte andere ehrliche Leute über die Achsel ansehen. Aber warte nur, Gelbschnabel, komm mir nur noch einmal so wie gestern, so will ich dir die Kolbe laufen, und dich fühlen lassen, daß mein Arm schwerer wiegt als deine Zunge. Hätte ich es nur nicht ihretwegen gethan, und von wegen der respectablen Ehrfurcht, ich hätte ihm bey jedem Tact einen Zahn in den Rachen geschlagen. Hat die Kreuzspinne mich nicht aufgezogen mit meinem Liebe, daß ich gesungen habe wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich wollte doch einmal sehn, um zu sehn, wie er es machen würde, um so ein Lied zu machen; er mit seinem weisen Krimskrams. Das Lied ist gut, es hats Einer meiner Freunde gemacht, den ich kenne, und der in die Schule ge-

gangen ist, und der Verstand hat wie ein Roth, und der den Musje Kilian Fips hundertmal in den Sack steckt. Ich habe ihm zwey Flaschen Bier dafür bezahlen müssen, und folglich schicke ich ihr das Lied, weil sie's verlangt hat.

Ich bin betrübt

Und sehr verliebt,

Denn meinem Dortchen wunderschön

Hab' ich zu tief ins Auge gesehn,

Das Gott erbarm!

Ich bin nur arm,

All was ich habe schwimmt im Teich,

Doch nimmt sie mich, so bin ich reich.

Das ist Alles, schlecht und recht, aber ein Schelm giebt besser als er hat. Morgen muß ich nach Holzhausen marschiren, da muß ich eine ganze Woche lang bleiben von wegen dem Lachsfang. Wenn sie schreiben will, so schreibe sie an Musje Peter Lachs hinter der Sägemühle. Ich wollte wohl kommen und Abschied von ihr nehmen, aber das würde mir nur eine Hundeangst in den

Leib jagen, weil ich ganz töstigt bin; wenn ich sie nur in vier und zwanzig Stunden nicht sehe, und so zu sagen verbleiben muß.

Ihr treugehorsamstverliebter
Peter Lachs.

Dortchen an Peter,
Musje,

Ich wünsche ihm eine glückliche Reise; bleib er fein gesund und was dergleichen mehr ist. Ich soll ihn also in acht Tagen nicht sehn, also nur gleichsam wenn ich in meinen Gedanken an ihn denken thue. Se nur was soll man machen, man muß sich darin ergeben. Aber eins muß ich ihm sagen, wegen seinem Brief von gestern, und das ist gar nicht hübsch von ihm, daß er Grillen fängt, wenn andere Leute lustig und vergnügt sind. Er ist sonst bis an den Hals voll Höflichkeit und artige Manieren, aber da hat er einen großen Bock geschossen, daß er den Musje Kilian Fips so herunter macht, der ihm nichts auf der Welt Gottes zu Leide gethan, und der ein drolliger Kauz ist so gut wie er. Wenn

man einmal, in der Welt lebt, so muß man mit den Leuten leben und Spaß verstehn, versteht er mich? Wenn ich auch so wäre, so hätte ich auch müssen böse werden über meine Pathe, die da sagte, ich hätte Verstand wie ein alter Drache, und wäre noch immer so tölpisch wie ein junges Kalb. Aber ich meyne ich habe sie abgeführt, und habe ihr geantwortet wie man antworten muß, wenn man zu antworten versteht. Weht, sagte ich zu ihr, wenn ich ein Kalb bin, so habe ich doch die Furcht Gottes vor Augen und im Herzen. Da schwieg sie still wie ein Mäuschen und rüffelte sich nicht. Sieht er, Musje, so muß man's machen, aber nicht so gleich oben zum Schornstein hinausfahren. Ein Schaaf ist mir lieber als ein Wolf, drum sey er so gut und mache er, daß er ein Schaaf wird, wie ich allezeit sein werde. *Das ist die Geschichte von dem kleinen Knecht, der seinen Herrn in die Welt brachte.*

Dorothea Seifenschaum.

Peter

Peter an Dorothea.

Herzallerliebste Mamsell Jungfer!

Sie hat wohl Recht, was mache ich mir aus so einem Großsprecher, der für zwey Pfennige Maulwerk hat, und schwagt wie eine Eiser. Da lob' ich mir ein Wörtchen aus ihrem Munde, und wenn ich die weißen Zähne sehe, wie sie ein Stück Brod zerkaut, da möchte ich mich gleich selber kauen lassen. Nun wie sie will, ich bin ein gehorsames Schaaf, ich will sanft und süß werden wie ein Schluck Aniswasser und glatt wie Speck. Apropos, ich bin glücklich angekommen, und habe auch eine glückliche Reise gehabt, außer daß ich bey einer Haar krepirt wäre. Ich muß ihr das doch erzählen. Geh sie nur ich sitze in meinem Kahn, und der Jürgen Frischmuth auch, und ich rauche ein Pfeifchen Wagstaff, denn auf der Reise thue ich mir was zu gute. Wie wir nun an die rothe Brücke kommen, und daß wir zwischen den Pfeilern durchfahren wollen, so schreye ich was ich kann: Jürgen halte lings! ist der Sappermenter besoffen wie ein Schwein, hält mit dem Steuer

3 5 rechts,

rechts, krax stößt der Kahn gegen den Pfeiler, daß alles wackelt, und beynah die ganze Bescherung in Stücken zerkümmert wäre. Diesmal kam ich noch mit einem blauen Auge davon, und es kostet mich weiter nichts, als eine Flasche Weißbier, die ich auf die Gesundheit unsers lieben Herr Gotts ausgetrunken habe, weil er mich durch die lieben Engeln hat beschützen lassen. Nur um deswillen wäre ich nicht gern ersoffen, daß ich nicht mehr hätte seyn können
 ihr allergeruester
 Peter Lachs.
 Dortchen an Peter.
 Musje,
 Es ist ein gewaltiger Lärm in unserm Hause von Hinetwegen, denn ich stand gerade und wusch Hemden, als ich seinen letzten Brief bekam, und als ich nicht recht wußte, ob ich erst die Hemden waschen oder den Brief lesen sollte, da kam meine Mutter und fragte: was hast du da? ich sagte nichts. Aber sie sagte wieder, ich wette, du hast was. Und da antwortete ich,
 nein,

nein, ich habe nichts, und wenn ich auch was hätte, so gieng es euch doch nichts an. Da riß sie mir den Brief aus der Hand und las ihn von einem Ende bis zum andern. „Aha!“ sagte sie, „habe ich dich erwischt mit deinem Peter Lachs? ja das wäre mir eben recht. Für den Burschen habe ich auch meine Tochter in allen christlichen Künsten und Tugenden erzogen. Und du, Nabenaas? hast du nichts bessers aus deinem Katechismus gelernt? ja wenn der Bursche noch ein bißchen was im Vermögen hätte, daß er ein eheliches Mädchen ernähren könnte —“ Aber Mutter, sagte ich zu ihr, Peter Lachs ist ein fleißiger, gottesfürchtiger Mensch, und ich bin doch auch nur eine Wäscherin, und nicht vielmehr als er — „Was, sagte sie, es ist ein Unterschied zwischen Wäscherin und Wäscherin, ja ein Unterschied wie zwischen Theekessel und Braupfanne. Du wäschst Hemden und Manschetten für junge Herren, das will schon was mehr sagen. Und hernach habe ich dir eine gute Erziehung gegeben, wohl so gut als einer Schreiberstochter.“ Und da habe ich ihr
 gesagt,

gesagt, das kann alles nichts helfen liebe Mutter, denn wir lieben uns wie des Nachbarn Tauben, und werden uns lieben, so lange noch ein Herz in unsern Blutstropfen schlägt. Darauf hat sie mir eine große Ohrseige gegeben, daß mir die Backe den ganzen Tag geseuert hat, aber sie mag sagen was sie will, ich werde doch immer verbleiben.

Seine getreue Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

So ist's recht, Mamsell, daß sie die Ohrseige bekommen hat, und daß sie ihre Mutter hat ablaufen lassen, denn ich bin wohl nur ein armer Teufel, aber ich weiß zu leben, versteht sie mich? und wenn ihre Mutter groß thut, so ist es deswegen, weil sie eine wunderschöne Tochter hat, sonst gäbe ich um sie nicht halb so viel als gar nichts. Daß ich sie lieb habe, merkt sie wohl, weil ich morgen schon wieder abreise. In vier Tagen habe ich sie nicht gesehen, es

kommt

kommt mir vor als hätte ich vier Monate in Spandau gefessen. Es ist eine Hundearbeit mit der Liebe, man weiß nicht was man davon denken oder sagen soll. Ich glaube gar, ich bin krank, die Arme sind mir ganz lahm, und immer denke ich an sie, als ob ich nichts anders zu thun hätte; und wenn ich schlafe, so lasse ich große Seufzer fahren, als ob mir der Hals verstopft wäre. Ich muß mich immer von einer Seite auf die andere wälzen, bis ich endlich fest einschlafe wie ein Nagel. Manchmal träume ich von ihr, und da fahre ich in die Höhe und will sie grüßen, und habe mir neulich am Pfofen ein Loch ins Gebräge gestoßen. Ich weiß nicht was das ist, und werde meines Mutter sagen, daß sie mir zur Ader läßt, denn es kommt mir vor wie ein Fieber, und wenn es nicht bald anders wird, wenn ich sie wiedersehe, so muß ich liegen wie ein Fisch, der im trocknen Sande nach Luft schnappt. Aber ich merke wohl, daß ich so was fühle, als ob ihre Gegenwart mich erquickten würde wie frisches Quellwasser, und folglich, wenn auch ihre Mutter

ih

ihre noch zehn Threigen gäbe, werde ich doch immer verbleiben.

Ihr getreuester Peter Lachs

Dortchen an Peter.

Musie, Ich mußte dem Lachs schreiben, seit er wieder hier angekommen ist von seiner Zurückkunft, ist er nur zweymal bey uns gewesen, obgleich meine Mutter ihn gefragt hat: wie gehts Peter? und ob sie ihm gleich erlaubt hat, uns alle Abende zu besuchen. Er ist aber doch nicht gekommen, und das macht mir böse Gedanken, wie von einem Menschen, der eine andere Person lieber hat wie mich. Gestern habe ich recht lachen müssen, da war der Holzschreiber Kilian Tups wieder bey uns, der hat uns so schnurrige Dinge erzählt, daß wir alle haben besten wollen. Wäre er doch nur auch da gewesen, aber mit einem freundlichen Gesicht als das letztemal, da er gleichsam traurig ausah, als ob ihm Jemand die Butter vom Brode gestohlen hätte. Ich aber bin im-

mer freundlich, wenn ich ihm sage, daß ich bin, wie er mich noch nicht weiß, oder nicht weiß, daß ich seine ergebenste Dienerin bin, wie sie doch ist. Dorothea Seifenschäum, die ich nicht mehr sehe, auch nicht, wie sie sich um Peter, an Dortchen, um kümmert. Ich wollte ich wäre todt, weil sie lachen kann, wenn der Holzschreiber Kilian Tups ihr alberne Schnurren vormacht. Ich kann auch wohl Schnurren machen, aber wenn ich bey ihr bin, so bin ich aus lauter Respect so dumm wie ein Vieh. Wenn ich sie ansehe, so ist mirs als ob mir die Zunge in den Augen säße, und als ob ich gar nicht anders reden könnte als sie ansehen. Ich merke wohl, daß sie den Holzschreiber lieb hat, denn sie spricht immer zu ihm: erzähle er uns doch noch Etwas. Was aber mich betrifft, so kann ich ihn nicht vor Augen leiden, und darum bin ich auch in drey Tagen nicht bey ihr gewesen. Ich frage den Henker nach Mamsell Therese und Mamsell Mariane, und wie sie alle heißen, wenn sie mich gleich mannichmal kneipen und an ihren Bruststücken zupfen, oder

mir einen Schnurrbart machen, wenn ich eingeschlafen bin, so sehe ich doch immer nur nach ihr wie ein Hecht nach einem Gründling. Sie aber, daß Gott erbarm! Sie schwagt mit diesen und lacht mit jenen, und thut mit allen schön, besonders mit dem Holzschreiber Kilian Tipse. Meinethalben Heirathete ihn. Ich will lieber vor Verdruß über die Abwesenheit ihrer Gegenwart sterben, als den Spectakel länger mit ansehen. Das ist meines Herzens Meynung, wenn ich ihr gerade heraus sage, daß ich hin und da ein wenig *ni a odhup ni bi* Peter Lachs, *do als dnu schi nupul ned ni spunt, id im udhup an* Dortchen an Peter, *schin was di soll red Musje,* *ned an had idor stum hZ.* Das ist nicht fein, wenn man eifersüchtig ist ohne die Gelegenheit einer Ursache. Sieht er wohl Musje, ich wollte ihn nicht vertauschen gegen zwei Kilian Tipse. Ich will ihm zum Exempel ein Beyspiel sagen, ich will nemlich sagen, ich stelle mir vor, ich wäre eine große Dame geworden, die Hunde und Katzen hält, und der Holzschreiber wäre meine Kage, und

er, Musje, wäre mein Hund. Nicht wahr die Kage würde allerley närrische Kagenbuckel und Sprünge machen, und ich werde lachen? aber der Hund wird wieder auf eine andere Manier eine Art von Freundschaftsgattung von mir erzwingen, er wird mir nachlaufen und ich werde ihn streicheln, weil das arme Vieh mich lieb hat, dahingegen die Kage ihre drolligen Sprünge nur aus Gewohnheit und zu ihrem eigenen Spasse macht. Er sieht also wohl, daß ich ihn lieber habe als den Holzschreiber, aber ich kann den doch nicht fortschicken, weil er mir nichts gethan hat, denn das wäre eine Beleidigung noch größer als ein Affront. Und was würde meine Mutter dazu sagen? Was soll das vorstellen? würde sie sprechen. Und da müßte ich antworten: das muß so seyn, weil Musje Lachs haben will, daß es so seyn soll, und weil, wenn es nicht so seyn soll, er gar nicht mehr in unser Haus kommen will. Und da würde meine Mutter lärmern wie ein Drache. Komm er lieber und lache er mit uns, so will ich ihm wohl zeigen,

zeigen, daß ich nur ihn lieb habe, weil ich einzig und allein um seinetwillen bin, und ich nicht mehr als ich. Ich habe mich nicht um seine Dienerrung, sondern um die Dorothea Seifenschäum, die mir noch gültig ist, bemüht, und ich habe mich nicht um die Dorothea Seifenschäum, sondern um die Dorothea Seifenschäum, die mir noch gültig ist, bemüht.

Nun habe ich ihren Willen gethan, Nam fell, und es gereut mich gar nicht, daß ich den ganzen Tag bey ihr gewesen bin, denn ich will ein Frosch seyn, wenn es mir nicht vorkäme, als wäre ich auf dem Grunde des Paradieses. Das hindert aber gar nicht meine Leidensqualen, die meinen Körper zu einem Schwefelholzchen austrocknen. Mein Herz kommt mir immer vor wie ein Schnupftuch, das von ihr gewaschen und hernach gelaßt wird. Wenn ich wieder zu ihr komme, will ich ihr ein Lied mitbringen, das ich selber gemacht habe, gestern Abend als ich nicht einschlafen konnte. Ich wüßte gar nicht, daß ich so was machen könnte, aber bey meiner armen Seele! sie ist schlimmer als ein Schulmeister, denn durch sie bin ich cababel

gewor-

geworben zu reimen, wie unser Küster am Neujahrstage. Ich reime von der Dorothea Seifenschäum. Meine Mutter spricht, ich wäre krank, weil ich mager werde wie ein gebratener Hering, und will ich Besse mache, und sie will in die Kapelle der heiligen Ursula gehn, und will eins von meinen Hemden der Heiligen vor die Nase halten, davon soll ich gesund werden, aber das wird auch nichts helfen, und ich will lieber morgen zu ihr kommen, und mich in einem Gespräch mit ihr unterreden, was sie davon meynet, wenn die Mutter lieber zu der Mutter gieng, daß ich doch endlich einmal sähe, wo das Ding herein oder heraus will, und ob ich mit allem Respekt seyn darf.

Dorothea an Peter

Ich bin nicht am Freytage von uns wegelaufen wie ein toller Hund, aus Ursachen, daß ich nicht willigen wollte in die Frage, die er mir

R 2 gethan

gethan hat wegen einer Antwort. Mit dem Heirathen hat es noch immer Zeit, ich werde auf Ostern erst drey und zwanzig Jahr, und da will ich noch ein Welchen Mamsell Jungfer bleiben, und hernach wenn ich Lust haben werde Frau Madam zu seyn, so will ichs ihn sagen, denn meine Frau Pathe spricht, es wäre keine bessere Zeit für die liebe Jugend, als wenn die Jugend verliebt ist. Sehe der nur meine Muhme Lischen, die ist seit vier Monaten verheirathet und so ehrbar geworden wie der Burgemeister, da sie doch vorher war wie ein junges Käschchen, von solchen, die in Gesellschaft listig und guter Dinge sind. Sein Lieb hat mir recht gut gefallen. Die Leute sagen, er habe erschrecklich viel Glutz im Kopfe, und das freut mich, wenn die Leute so reden. Auf den Sonntag gehe ich zu meiner Muhme, um Dampfbruden zu essen. Es werden noch viele Menschen hinkommen, aber wenn er da ist, so werde ich glauben, er wäre ganz allein da.

Peter an Dortchen,

Mamsell Jungfer,

Wenn sie mich nicht lieb hat, so darf sie es nur sagen, und ich werde mir auch nicht die Haare darum andraufen, denn ich versiehe mich nicht auf das Augenzwinkern wie Musje Kitten Fips. Am Sonntage, als wir Pumpsack spielten, habe ich wohl gemerkt, daß sie den Holzschreiber immer am härtesten geschlagen hat, und hernach als er das Pfand austöfen sollte, hat sie ihn gar lassen: ich hange und verlange sagen, nach wem? nach Dortchen Seifeuschaum, damit er nur Gelegenheit hatte sie zu küssen. Das kann ich nicht leiden, ob sie mir gleich allerley hübsche Gesichter geschnitten hat, damit ich nur still seyn sollte. Aber wenn sie ein Kerl wäre wie ich, so würde ich mich mit ihr auf der Straße herumzanken, so lange bis die Wache käme und uns in die Polizey schleppete, die würde ihr sagen, daß sie Unrecht hat, weil sie eine Wortbrüchige ist, und weil sie Klausen macht, wenn ich will, daß der Priester gleichsam eine Verbindung aus uns machen soll.

Aber nun ist es aus mit uns, denn ich will nicht länger seyn wie ihr Eichhörnchen, das im Nade tanzt. Sage sie Ja oder Nein, damit ich weiß, woran ich bin, denn es giebt noch andere hübsche Mädchen genug in der Welt, und es wird doch wohl noch eine darunter seyn, von der ich mich nennen kann

den gehorsamen Diener

Peter Lachs,

Dortchen an Peter.

Musje,

Schäme er sich in sein Herz hinein, daß sind schlechte Streiche. Geh er zum Henker mit sammt dem Holzschreiber Kilian Fips. Aber ich sehe wohl, was er im Sinne führt, er will mich recht böshaftig machen, da soll ich ihn fort-schicken, und dann will er sprechen, ich wäre das Original von unserer Länkeren gewesen, und will gehorsamer Diener zu mir sagen und damit holla! Das hätte ich eher wissen sollen, denn ich hätte können Wäscherin werden im großen Hospital, das habe ich reffret, und so hätte meine

Mutter

Mutter nicht so viel Herzeleid gehabt. Die arme Frau, sie hat wohl Recht. Was will er mit seinem Eichhörnchen? Geh er Musje, er ist ein Grobian. Ich habe Gott sey Dank Alles, was man haben muß, um Stolz auf die Ehre zu seyn, und mein einziger Kummer ist nur, daß es mir Freude gemacht hat ihn lieb zu haben. Das wäre ein Elend, wenn es nicht anders würde; aber ich will alle Gedanken an ihn verjagen durch das liebe Gebet, und will Gott bitten, daß er ihm seine Heuchelei ver-gebe, weil er mich belogen hat, als er vorgab zu lieben.

seine gehorsame Dienerin

Dorothea Seifenschäum.

Peter an Dortchen.

Ich komme wie ein Bettler, liebe Mamselle Jungfer, und bettele ihre Vergebung wie ein Almosen. Ich habe ihr Verdruß gemacht, das ist aber nicht mit Fleiß geschehen, denn ich liebe sie so entfesslich, daß ich immer bang bin, sie möchte mir durch die Lappen gehn. Ich war

S 4

grimmig

grimmig eifersüchtig auf den kleinen Holzschreiber, und wollte morgen zu ihm gehn mit meinem spanischen Rohr, und wollte ihn durchwammisen nach Noten. Ach! Mamsell Jungfer! ich bin hoch erfreut, daß sie mir die Ehre anthut, mich ganz allein lieb zu haben, und ich lache über den Musje Kistan Flips, daß mir die Andern an der Stierne Schwellen wie ein paar Ankerthau. Geh sie nur ins große Hospital und werde sie Wäscherin, so werde ich Soldat, und gehe in den Krieg, und lasse mich bleffiren, und lasse mich auch ins Hospital schleppen, etsch! dann bin ich doch wieder bey ihr. Und dann sollte sie vor mein Bett kommen, und sehen wie ich sterbe aus Liebe zu ihr, und dann sollte sie noch einmal sagen, daß ich sie belogen habe, als ich immer und ewig war und bin und verbleibe
ihr getreuester Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Ich verstehe nicht zu maulen, das kommt daher, weil ich ein gutherziges Schaaf bin. Ge-

stern saß ich und flennte, daß mich der Bock stieß, von wegen dem Zank und Haber, der wohl der liebe Anfang seyn darf, aber nicht das Ende. Da kam meine Mutter und fragte, was fehlt dir? denn ich hatte geschwollene Augen wie ein abgestochenes Kalb, und so eine Art von Farbe wie eine Leiche. Da sagte ich: Mutter, ich will katholisch werden und in ein Kloster gehn. Gott behüte! sagte meine Mutter, was sind das für boshafte Gedanken? heirathe lieber ins Henkers Namen! wenn du es nicht lassen kannst. Und ich merke wohl, daß der Musje Peter Lachs dir im Kopfe steckt. Da zeigte ich ihr seinen letzten Brief, wo er vom Soldat werden redet, das hat meine Mutter ganz weichherzig gemacht. Meinethalben, hat sie gesagt, er soll nur kommen und dem Dinge ein Ende machen. Da bin ich ihr um den Hals gefallen, und habe sie geherzt und geküßt. Komm er nur bald. Auf den Sonntag soll die Verlobung seyn, und hernach ist's nicht weit mehr hin zur Hochzeit. Er kann mir aufs Wort glauben,

R 5

daß

daß ich eine große Freude haben werde mich zu nennen.

meines Musje Bräutigams und idon
gehorsamste Dienerin und Frau
Dorothea Seifenschäum.

Der Holzschnelber Kilian Fips an
Peter Lach. Hochedler

Insonders hochgeehrter Musje,

Ob ich gleich die Ehre habe ihn nicht zu kennen, so verstehe ich doch die Urinmetik aus dem Grunde, und nehme mir daher die Freiheit, ihm nach Stand und Würden zu seiner morgenden Hochzeit glückwünschend zu gratuliren. Der Gott Zeus und der Gott Jupiter lasse sein Leben dahin fließen wie ein Bach unter Rosengesträuchen, und gebe ihm immer Sandakte in seine Nege, und seiner Frau Cheliebste immer junge vornehme Herren, die viel Manschetten waschen lassen, und wenn ich einmal Holzinspector werde, soll keine andere Seele meine Manschetten waschen, als weiland Jungfer Dorothea Seifenschäum.

schäum. Morgen will ich den Stadtseifer mitbringen, der soll blasen wie Apoll das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Da wollen wir tanzen wie die Musen in Eintracht und Gottesfurcht, bis die Göttin Aurora uns alle zu Bette jagt, wo man in den Armen der holdseligen Braut den Lohr der Treue erndtet. Solches alles geschehe nach seinem Wunsch und Willen, wie auch sonder Gefährde, weil ich die Ehre habe zu verharren

meines insonders hochgeehrten Musje's
characterisirter Diener
Kilian Fips.

Was ist grob? und was ist höflich?

Der Zufall brachte einst eine Menge Menschen aus allen Nationen zusammen; auch hatte der Zufall dafür gesorgt, daß es gerade die gesittetsten, manierlichstn Leute waren, die sämmtlich in ihrer Heimath für Muster der Höflichkeit galten.

galten. Demohngeachtet war das erste Wort, welches man in dieser Versammlung hörte, der Ausruf eines Mexicaners: „Du bist ein grober Flegel!“ der an seinen Nachbar, einen Brasilianer, gerichtet war.

„Warum?“ fragte der Brasilianer.

Der Mexicaner. Weil du mich nicht gegnüst hast.

Der Brasilianer. Habe ich nicht sogleich deinen Kopf gegen meinen Magen gedrückt?

Der Mexicaner. Eben dadurch hast du mir beynah das Genick gebrochen. Du hättest mit der Hand die Erde berühren, und alsdann die Hand küssen sollen.

Ein Siamer. Um Verzeihung, meine Herren, Sie haben beyde Unrecht. Der Herr Brasilianer hätte als ein Mann von Lebensart sogleich sein Unterkleid ausziehen und um den Leib wickeln sollen.

Eine junge Indianerin von der Küste Malabar. Wo denken sie hin, mein Herr? glauben Sie, wir wären hierher gekom-

men,

men, um Unterkleider ausziehen zu sehen? So tuft ich einem Manne beegne, dem ich Achtung schuldig bin, so entblöße ich meine Brüste, und das ist, denke ich, alles, was er mit Bescheidenheit von mir fordern kann.

Ein Araber. Wozu die Umstände? man legt seine Hand sanft auf die Hand des Andern, und damit holla!

Ein Cochinchineser. Sie scheinen eine schlechte Erziehung genossen zu haben, mein Herr, sonst würden Sie wenigstens hinzusetzen, daß man den Binsenhut im Vorbeygehen etwas küssen muß.

Ein Südseeinsulaner. Ich trage keinen Binsenhut, aber meine Krone von Papagoyensebern nehme ich höflich ab, und setze sie dem Andern auf den Kopf.

Ein Araber. Was Kronen und Hüte! es ist genug, wenn ich spreche: Salam Aleikum, Friede sey mit euch! und darauf muß der Andern mir antworten: Aleikum Essalem, mit euch sey Friede!

Ein

Ein Araber aus Yemen. Schäm dich, Landsmann! wenn du kein höflich seyn willst, so mußt du versuchen dem Andern die Hände zu küssen; der das nemliche versuchen wird. Da müßt ihr denn eine Viertelstunde lang die Hände immer hin und her zucken, bis endlich der Aelteste von euch beidem dem Andern erlaubt, seine Fingerspitzen mit den Lippen zu berühren.

Ein Europäer zu dem Araber. Du schwägest viel von Höflichkeit, aber du hast nicht einmal gegrüßt?

Der Araber. Weil es eine Grobheit wäre ein Mädchen auf der Straße zu grüßen.

Ein Japaneser zu dem Schwelger. Ich weiß nicht, was du damit sagen willst. Du siehst, daß ich kerzengrade vor dir stehe, und wirst gestehn, daß man nicht höflicher grüßen kann. Wenn du ein vornehmer Mann wärest, so würde ich mich sogar vor dir niedersetzen.

Ein Perser. Und dann würdest du sagen, daß du nicht zu leben weißt. Man muß stehen, mit dem Kopfe nickten, und die rechte Hand an den Mund legen.

Eine

Eine Malackin. Nichts weniger, man muß dem Fremden mit einem Kusse umfassen.

Eine Russin. Recht, Schwesterchen!

Eine Engländerin. Doch nur auf die Stirn, will ich hoffen?

Eine Deutsche. Oder auf die Hand?

Ein Maure. Umgekehrt Madam, Sie müssen uns die Hände küssen.

Ein Weib von der Insel Madag. Seht doch! küssen! ich würde es sehr übel nehmen, wenn ein Feind, der mir begegnet, mir nicht sogleich den Rücken zuehrete.

Ein Spanier. Sehn Sie mit Gott, Sennora! ist alles, was ich Ihnen sagen werde.

Ein Kalifornier. Du brauchst gar nichts zu sagen, und überhaupt gar nicht zu grüßen.

Ein Italeiter. Der Herr Nachbar aus Kalifornien würden sehr unverschämt seyn, wenn Sie sich nicht wenigstens den Oberleib bis auf die Hüften entblößen.

Ein Ethiopier. Vergesst ihr denn Alles, daß man dem Andern seine Leibbürde abnehmen

nehmen

nehmen und sie selbst umbinden muß? indessen der Andere so höflich ist, halb nackend da zu sehn?

Ein Grönländer. Poffen! man weist dem Fremden mit dem Finger einen Platz an, wo er sich niedersetzen kann, und sagt nicht ein Wort dabei.

Ein Kurile. Grobian! du wirst doch wenigstens das Knie beugen?

Eine Lappländerin. Was kann das helfen, wenn man nicht zugleich die Nasen an einander drückt, und sich mit einer Renthierzunge beschenkt?

Der Europäer. Ihr seyd Alle zusammen großes ungeschliffenes Volk. Nimmst denn keiner von euch den Hut ab?

Der Asiater. Psuy! das wäre sehr ungesittet.

Bis dahin hatte ich aufmerksam zugehört, als ich sah, daß mir ein Freund in der Ferne winkte. Ich drängte mich sogleich durch den Haufen durch, stieß den Brasilianer mit meinem Kopfe vor den Bauch, daß er zur Erde

stürzte;

stürzte; schielte der jungen Indianerin nach den vollen Brüsten; umarmte die Morlackin; kehrte der Insulanerin von Noah den Rücken zu; sagte zu dem Spanier: Gehn Sie mit Gott, Sennor! riß dem Ethiopier seine Binde vom Leibe, und lief davon, indem ich den Ruf der ausgezeichnetesten Höflichkeit zurückließ.

Von einer Sammlung der ältesten Schauspiele.

In der Bibliothek des Königs von Frankreich befindet sich ein Manuscript, betitelt: Die Wunder der heiligen Jungfrau, welches vierzig geistliche Schauspiele in Versen enthält, die zu Anfang des 14ten Jahrhunderts verfertigt wurden. Hier ist der Plan eines dieser Stücke:

Ein Mann und eine Frau thun das Gelübde keusch und enthaltam zu leben. Der Teufel

fel, der damals die Stelle des Hanswurstes vertrat, ist natürlich sehr unzufrieden mit diesem Gelübde. Es scheint sonderbar, daß man den Teufel zum Vater der Unkeuschheit macht, und doch noch Niemand auf den Einfall gerieth, ihm in der Hölle ein Serail von H** anzulegen. Welchen Spielraum gäbe das der ausschweifendsten Einbildungskraft! man könnte jedes Jahr neue Teufelchen geboren werden lassen, und so könnten sich die alten Mütterchen das zunehmende Verderben der Welt sehr leicht erklären.

Doch ich komme wieder auf unsern Teufel zurück, dem das Gelübde viel Kopfbrechens verursachte. Er gieng lang mit sich zu Rathe, ob er seine verführerischen Künste am Manne oder an der Frau versuchen solle? und ob er gleich noch vom Paradiese her wohl hätte wissen müssen, daß eine Frau leichter zu verführen ist als ein Mann, so wandte er sich doch an den letztern, vielleicht weil er befürchtete, die Frau werde ihm nicht wieder trauen.

Es gelang ihm. Die Gelegenheit zu sündigen, (wie man es damals nannte) ist zwischen Eheleuten so häufig, und der Mann liebte sein gutes Weib so lange, bis sie endlich wider Willen nachgab. „Aber, sagte sie, wenn du mich schwängerst, so opfere ich mein Kind dem Teufel!“ Der Mann versprach, sie nicht zu schwängern und vier Wochen nachher war sie schwanger.

Aus der zärtlichen Sorgfalt, welche der Mann, auf Veranlassung des Teufels, während der Schwangerschaft für seine Frau trug, muß man schließen, daß die Seelen den Kindern erst bey der Geburt eingehaucht werden, und gleichsam Schildwach stehn, bis ein Kind zum Vorschein kommt. Denn würden die Seelen im Mutterleibe geschaffen, und wohnen wirklich neun Monate lang zwischen ein paar Eingeweiden, die ich nicht nennen mag; so hätte der Teufel nicht nöthig gehabt, die Gesundheit der Dame zu schonen; je eher sie starb, je früher besaß er seine Beute.

Jetzt empfand sie die ersten Wehen. Bey solchen Begebenheiten laufen die Männer gern aus dem Hause, weil sie überall im Wege stehn, und von Muthen, Basen und Hebammen aus einem Winkel in den andern gestoßen werden. Doch ist es eine richtige Bemerkung, daß, wenn der Ehemann wirklich Vater zu dem Kinde ist, die Gebärende immer wünscht ihn bey sich zu sehn. Aeußert sie diesen Wunsch nicht, so ist das Ding bedenklich.

Der geängstete Mann lief in die Kirche, und bat die heilige Jungfrau um eine glückliche Entbindung seiner Gattin. Die heilige Jungfrau, welche wohl weiß, wie einer Frau in Kindesnöthen zu Muth zu helffen, half wirklich, und ein gesunder Knabe kuckte zum Erstenmale in die Welt. Sogleich sollte eine Frau Nachbarin zum Pfarrer geschickt werden; um dem Kinde durch die heilige Taufe ein Spielplätzchen im Himmel zu sichern.

„Nein, Madam, rief der Teufel, so haben wir nicht gewettet. Sie werden sich glück-

stigt Ihres Versprechens erinnern; und da ich keinen getauften Pagen an meinem höllischen Hofe brauchen kann, so darf ich unmöglich zu-

geben, daß dieser Knabe getauft werde.“ Die unglückliche Wöchnerin legte sich aufs Bitten, aber vergebens. Der Pfarrer kam und wollte sein Amt verwalten, aber der Satan verblendete sehr geschickt seine Augen, so daß er das Taufbecken für einen Weinkrug und den Küster für ein gebratenes Schwein ansah. Kurz, alles was man über den Höllensfürsten durch Bitten und Flehen gewinnen konnte, war, daß er dem Knaben sein Leben auf sieben Jahre verlängerte, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß kein Tropfen Taufwasser ihn benetzen solle.

Der arme Knabe blieb also ungetauft, und machte, zum Erstaunen aller alten Weiber, seine Zähne eben so leicht als andre Kinder, die in den heiligen Bund aufgenommen waren.

Nach sieben Jahren meldet sich Herr Urian wieder, um sein Eigenthum in Empfang zu nehmen. Die Mutter war noch immer eine schöne Frau, und den Bitten schöner Weiber kann selbst der Teufel nicht widerstehen. Er ließ sich also zum zweitemal beschwätzen, noch acht Jahre zugeben, weil er meynete, diese Seele könne seinen Klauen doch nicht entweichen.

Der Junge wurde groß und stark, als ob er für ein Kloster, und keineswegs für die Hölle erzogen würde. Als er in sein fünfzehntes Jahr trat, kam er eines Tages schluchzend nach Hause, und klagte seinen Eltern mit bitteren Thränen, daß seine Spielskammeraden ihn geschimpft.

„Armes Kind, wie haben sie dich geschimpft?“

„Sie haben mich einen Juden und Heiden genannt.“

Bewahre der Himmel! Vater und Mutter, welche wohl wußten, daß kein Jude oder Heide selig werden kann, taufte das liebe Söhnchen mit

mit ihren Thränen, machten ihren gepreßten Herzen Lust, und erzählten ihm, daß es nun bald an der Zeit und Stunde sey, wo er als Schildknappe unter die höllische Ritterschaft werde aufgenommen werden. Der Knabe hört es mit Entsetzen, und entschließt sich kurz und gut, nach Rom zum heiligen Vater zu wandeln, um wo möglich dem Satan ein K für ein U zu machen. Die Eltern segnen diesen frommen Entschluß, und um ihm eine glückliche Reise zu verschaffen, treten sie als Pilgrimme eine Wallfahrt zu der heiligen Jungfrau von Boulogne an.

Der Knabe kommt nach Rom, erkundigt sich nach der Strohhütte, in welcher der Knecht der Knechte Gottes wohnt, und wird zu einem prächtigen Pallast geführt, dessen Thore von Hellebardierern bewacht werden, die ihm den Zutritt versagen. Aber er giebt ihnen zwey Gulden, und dafür hätten sie den Teufel selbst herein gelassen.

Der Vater Pabst ist bekanntlich der freygebigste Monarch auf Erden. Er beschenkt den

Knaben sogleich mit seinem Segen, kann aber doch dem Satan nicht geradezu sein wohlverworbenes Eigenthumsrecht streitig machen; sondern verweist den Supplikanten an seinen Beichtvater, einen Einsiedler, der trotz Seiner päpstlichen Heiligkeit im Geruch der Heiligkeit steht.

Der Eremit ermahnt den Kandidaten der Hölle sich an die Mutter Gottes zu wenden, die auch wirklich die Güte hat, den Prozeß vor das himmlische Tribunal zu bringen. Der Teufel erscheint als Beklagter, und vertheidigt seine Ansprüche so gut als man es nur von einem Teufel erwarten kann. Nach gewechselter Replik, Duplik und Triplik thut endlich Gott der Vater den Ausspruch: daß der Contract null und nichtig sey, weil eine Ehefrau nicht ohne ihren Mann contrahiren könne, und weil im vorliegenden Falle der Mann nicht darcin gewilligt habe. Alle Engel klatschen diesem Urtheil Beyfall zu, und die Schauspieler vereinigen sich mit den Zuschauern, durch ein frommes Te Deum die Weisheit und Gnade Gottes zu verherrlichen.

Ein Beitrag zu Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen. *)

Man pflegt zu sagen: ein Mensch, der sich durch Ruhm, Reichthum oder Ehrenstellen in der Welt emporschwinde, vergesse seine alten Freunde, höre auf sie zu lieben; aber weit öfter hören die alten Freunde auf ihn zu lieben, hassen ihn sogar aus Neid und Eifersucht. Indessen wünschten sie ihm doch ehemals herzlich alles das Gute, das er nun besitzt; halfen ihm sogar

L 5 aus

*) So oft in diesen Bemerkungen das Wort Freundschaft vorkommt, so verstehe man darunter nicht die ächte, sondern nur jene Alerfreundschaft, jene Art von Zuneigung guter Bekannten, die sich auf gegenseitiges gesellschaftliches Interesse gründet. Von der ächten Freundschaft ließe sich nur dann reden, wenn man über den Umgang mit Einem Menschen schreibe; denn stetig, der Einen Freund hat! und wer ihn hat, schreibt nichts drüber. Wahren Freunden, wahren Liebenden Vorschriften geben wollen, hieße dem Eheu vorschreiben, wie er seine Ranken um die Ulme schlingen soll.

aus allen ihren Kräften. Nun ist es gelungen und sie hassen ihn. Wie geht das zu? — Die Eitelkeit trug die Larve der Freundschaft, denn man interessirt sich weit öfter für seine Bekannte aus Eitelkeit als aus wahrer Neigung. Man wünscht sie bis zu einer gewissen Höhe steigen zu sehn, damit man sagen könne: der da oben ist unser Freund. Aber sobald der Glanz anfängt unsere eigenen Augen zu blenden, dann drücken wir sie zu, und gehen unwillig unserer Wege.

„Der oder Jener ist ein guter Mensch“ höre ich so oft sagen, und wenn ich frage, warum? so findet sichs immer, daß man ihn nur bedwingen gut nennt, weil er sich durch nichts, durch gar nichts auszeichnet. Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, ist, wenn man weder durch Geistesgaben noch durch Geschenke des Zufalls, irgend Jemand im Wege steht. Aber auf diese Art will man nicht geliebt seyn. Man begehrt Achtung, Ehrfurcht. Ein Schmeichler ist uns lieber als ein Freund.

Wenn

Wenn man verlangte, es solle ein Buch geschrieben werden über die Vortheile und die Nothwendigkeit sich beliebt zu machen; so würden alle Menschen schreien: Mein Gott! wie überflüssig! wer zweifelt daran? und ich würde antworten: fast alle Menschen zweifeln daran. Wenigstens kann man aus ihrem Betragen nicht anders schließen. Sie thun alles, um hochgeachtet, nichts, um geliebt zu werden. Wenn einer alle Augenblicke spricht: ich wünsche geliebt zu werden; so weiß er recht gut, daß schon dieser Wunsch Achtung verdient, und folglich will er doch eigentlich nur geachtet seyn. Nur ein Verliebter sucht wirklich Liebe.

Das gesellige Leben ist ein ewiges Auswechseln von gegenseitigen Gefälligkeiten. Der Biederman giebt mehr als er empfängt, und der Schlaue, der Andre gängeln oder nuzen will, macht es eben so. — Ein Jeder, pflegt man zu sagen, ist seines eigenen Stückes Schmidt, und das gilt wenigstens vom geselligen Leben. Du

wirft

wirst glücklich mit Andern seyn, wenn Andere es mit dir sind.

Aber es giebt Leute, die von Niemand geliebt werden, selbst von denen nicht, die ihnen lieb sind. Andere haben die glückliche Gabe Jedermann einzunehmen, selbst die, von welchen sie übel gelitten waren. Noch Andere sind allerliebste im Umgange, aber nur mit solchen Leuten, die ihnen gefallen, indessen sie bey Andern, die ihnen nicht behagen, sich unmöglich Zwang anthun können, und sich sicher verhasst machen. Ich habe das Unglück selbst, zu der letztern Gattung zu gehören, und fand es daher sehr gerecht, als man einst einen Jüngling, der mir nicht gefiel, vor meinem Umgange warnte; „denn,“ sagte man zu ihm, „thut er sich keinen Zwang bey Ihnen an, so können Sie nicht mit ihm leben; und thut er sich Zwang an, so kann er nicht mit Ihnen leben.“

Gute Menschen können schlechte Menschen nicht lieben; Schlechte Menschen können

schlechte

schlechte Menschen auch nicht lieben. Nur Gute lieben Gute. Die Bösen nützen die Guten, aber sie lieben sie nicht. Die Bösen lieben also gar nicht.

Aber ächte Freundschaft bedarf keiner Gleichheit der Gemüthsart. Freig liebt Wilhelm, Wilhelm liebt Freig, sie sind unzertrennlich. Indessen ist Wilhelm kalt, bedachtsam, und ein wenig zur Schwermuth geneigt. Freig hingegen ist munter, lebhaft, witzig, zuweilen ein wenig närrisch. Wilhelm erlaubt sich dann und wann Berweise und gute Rathschläge, die Freig wohl aufnimmt. Freig macht sich zuweilen über seinen vernünftigensten Freund lustig, neckt ihn, und dieser versteht Scherz. Der Eine hat das Vergnügen zu amüsiren, der Andre hat das Vergnügen amüsirt zu werden.

Oh! ein Mensch, ohne welchen wir nicht leben können, ist uns sehr lieb! Aber ein Mensch, der nicht ohne uns leben kann, ist uns doch noch lieber. Wir hogen für ihn die Dankbarkeit

barkeit, der Eitelkeit, und das ist die aufrichtigste von allen Dankbarkeiten.

Die Kunst, sich Freunde zu erwerben, ist oft weniger nothwendig, als die, sich keine Feinde zu machen. Der Freund hilft, dir emporzuklimmen, der Feind hat es nicht hindern können; aber nun stehst du oben, wo das Gleichgewicht schwerer zu erhalten ist, als unten auf dem sichern Boden. Der Feind kommt von hinten, glebt dir einen kleinen Stoß in den Rücken, und du stürzest herab.

Man macht sich zuweilen zehn Menschen zum Feinde, dadurch, daß man sich Einen zum Freunde gemacht hat, dessen Freundschaft sie mißgönnen. Dann fallen sie christlich über dich her, machen aus jeder Schwachheit ein Verbrechen; aus jedem Fehler ein Laster; aus jeder einzelnen Handlung tägliche Gewohnheit; aus jedem Argwohn Gewißheit. Siehst du ein schönes Mädchen gern, so bist du ein Wollüstling;

hast

hast du die üble Gewohnheit, zuweilen auf Kosten eines Narren wichtig zu seyn, so dichtet man dir ein böses Herz an; hattest du einmal beym Gelag der Freude einen kleinen Hieb, so bist du dem Trunk ergeben; und sieht man dich in acht Tagen nicht im Clubb, so versichert man, du seyst davon gelaufen.

Vor allem hüte dich, dir ein gelehrtes Frauenzimmer zum Feinde zu machen, welches die leichteste Sache von der Welt ist; denn traue sie, wie man zu sagen pflegt, auf deinen Händen bis nach Rom, und setze sie vor dem Thore ein wenig unsanft nieder, so hast sie dich. Ist sie noch überdieß fromm, so verabscheuet sie dich; denn die Frömmigkeit begnügt sich nicht mit Liebe oder Haß, sie vergöttert oder verabscheuet. Dann wirst du hören, wie sie sich mühsam quält, dir Laster aufzubürden, wie brollig sie sich windet und krümmt, dir Verbrechen anzudichten. Der arme Mensch! sagte einmal ein solches gelehrtes Frauenzimmer von mir, nachdem sie eine ganze Litany von mei-

n:n

nen Fehlern abgesungen hätte, aber unglückliche Mensch! was noch das Ärgste ist, er glaubt nur an einen einzigen Gott, und die Götter sind ihm eine sehr bittere Art von Haß entsetzt auch noch da us, wenn Jemand sich dir zum Protecteur aufdringt, und du das Unglück hast, ihn nicht zu brauchen. Diese Erfahrung habe ich bey einem gelehrten Manne gemacht, dem es Bedürfnis schien, mich zu protegiren, und dem ich durchaus nie Etwas zu Leide gethan hätte, als daß ich seiner nicht bedurfte.

Wähne auch ja nicht, du könntest dich in den Mantel deiner Unschuld hüllen, Verleumdungen nur mit Berachtung begegnen. Die Bosheit ist ein Plakregen, mögest du immerhin trocken stehen unter dem Schirmdach deines Gewissens, die Welt sieht es nicht, und was noch Schlimmer ist, sie will es nicht sehn. Die Menschen unterscheiden sich darin von den Engeln; sie haben mehr Freude über Einen gefallenen Sünder, als über hundert Gerechte.

Indessen muß man dergleichen ertragen, so gut es sich thun läßt. Der ist weise, der über Niemand klagt; er verneidet oder erstickt dadurch viele Feindschaften. Wen du durch Geduld nicht bekehrst, den entwaffnest du wenigstens.

„Aber, höre ich sagen, ein Mensch, der mich ungerechter Weise haßt, verbietet nicht, daß ich seiner schone.“

Necht! es kommt auch nicht auf das an, was Er verdient, sondern was Dir nuzt. Um Deinetwillen sollst du seinen Haß besänftigen, nicht um Seinetwillen. Und wahrlich! das ist oft leichter als man glaubt. Bezeige deinem Feinde Achtung, diese Achtung schmeichelt ihm, und er wird nicht selten aus einem heißigen Verleumder dein warmer Vertheidiger.

Nur die, welche sich lange und viel in der Welt herumgedrückt haben, wissen am besten, wie schwer es ist, Freunde zu erwerben und

zu erhalten; wie oft ein Nichts die Menschen beleidigt, entfremdet, weil dieses Nichts unvor- gesehen sich irgendwo an ihrer Eitelkeit rieb. *Et d'habitude ad usum. invidiosumque non d'usum.* Hat man einen Gönnern eingebüßt, das „war seine eigene Schuld,“ heißt es, „an seiner Stelle würde man sich besser zu erhalten ge- „wußt haben.“ Aber die so reden, kennen die Welt nicht, wissen nicht, wie viel Kunst, Ge- schmeibigkeit, Geduld, Aufmerksamkeit und Aus- harren dazu erforderlich ist. Sie würden an der Stelle des Andern weit eher noch gefallen seyn; sie gleichen dem Affen, zu dem der Herzog Bernhard sprach: Mein Herr, Ihr Finger ist keine Brücke, die Ankunde der zu überwindenden Schwierigkeiten ist so oft eine Quelle strenger und ungerechter Verdammungs- urtheile.

Je größer das Verdienst, je strenger die Beurtheilung. In den Werken eines Genies, und im Leben und Wandel eines Niedermannes, hascht man mühsam nach Fehlern; indessen man

dem

dem mittelmäßigen Kopfe und dem Schutten vieles zu Gute hält; denn sie haben sich einmal eine breite Straße gebahnt, auf welcher man sie ruhig laufen läßt. Wir finden gern Makel und Flecken an einem Manne, der sich allgemeine Achtung erwarb; es wird uns aber nicht sauer, die gute Seite dessen hervorzufuchen, der allge- mein verschriem ist. *invidiosumque non d'usum.* Wenn Einer ein recht entschloener Mann oder Schucke ist, so hat er den Vortheil, daß man entweder gar nicht mehr von ihm spricht, oder das wenige Gute geltend macht, was er etw. besitzt; denn das Böse kennt die ganze Welt schon, es interessiert nicht mehr.

Menschen, die sehr viel Verstand haben, sind selten geliebt, und lieben selten. Man sagt, der Fürst, der sich keine Liebe zu erwerben wüßte, sey doppelt tadelnswerth; weil es ihm so wenig, oft nur ein Lächeln gekostet haben würde; und das Nemliche gilt beinahe von Guten, deren Geistesüberlegenheit anerkannt ist. Sie

dürfen nur ein wenig Achtung bezeigen, um geliebt zu werden, denn ihre Achtung schmeichelt uns, um sich zu erheben, und wir sind ihnen dankbar, wenn wir sie nicht verdienen. — Leuten von Verdienst predigt man so oft vor: Seyd bescheiden! Warum sagt man eingebildeten Narren nicht das Nemliche? haben sie allein das Privilegium, unbescheiden zu seyn? — Ach ja! es ist nur allzuwahr! sie haben kein solches Privilegium. Ein Narr darf ungestraft albernen Stolz und hirnlose Eitelkeit zur Schau tragen, man lacht darüber, und man würde gar nicht froh dabey seyn, wenn er sich besserte; denn man verüde einen Gegenstand des Lachens. Es ist also einer der größten Vortheile der Nartheit, daß man nicht nöthig hat bescheiden zu seyn. — Man giebt oft Credit, sonst würden sie wenig verkaufen; aber sie verlieren auch oft dabey. — Eitel so ist es im geselligen Umgange, wo man Aufmerksamkeit und Gefälligkeiten gegen einander austauscht. Man verliert oft dabey

seine ganze Auslage; aber ein solcher Verlust macht nur in so fern arm, als man den Muth verliert wieder etwas zu wagen.

Da man nun einmal unter den Menschen leben muß, als ob man sie liebt und hochschätzte, wäre es nicht besser, man versuchte wirklich sie zu lieben und hochzuschätzen? — Ach! ich habe es oft versucht, aber es geht wahrhaftig nicht. — Wer hat nicht irgend einmal über den Stolz eines Obren, die Unhöflichkeit eines Gleichen, oder den Mangel an Ehrfurcht eines Untergebenen geklagt? — Aber wer untersucht sich jemals, wie oft er selbst wohl zu solchen Klagen Veranlassung gegeben? Was uns an Andern mißfällt, mißfällt ihnen an uns. Du liebst jenen Jüngling? wohl an, sey ihm gleich. Du haßest jenen Mann? wohl an, gleiche ihm nicht. — Was unsern Neigungen und Abneigungen könnten wir, wenn wir wollten, großen Vortheil ziehen; und Mancher würde wohlthun, sich selbst

zuzurufen: Du würdest den bitter hassen, der dir gleiche.

Wie läßt sich die Frage auflösen: ob Liebe ohne Achtung bestehen könne? Alles, was liebenswürdig oder angenehm ist, ist deshalb noch nicht achtungswerth. Aber man kann Jemand lieben, wenn gleich viele achtungswerthe Eigenschaften ihm mangeln, z. B. Geist, Gelehrsamkeit u. s. w. ja man liebt ihn oft mehr deswegen, denn, ich habe es schon gesagt, Geistesgaben gewinnen selten Herzen. Was Vergnügen gewährt, erwirbt Liebe, und was Nutzen schafft, Achtung. Aber es giebt nur wenig Menschen, denen Geistesgaben ein großes Vergnügen gewähren. Diese Wenigen müssen selbst Männer von Geist seyn, und folglich sind sie eifersüchtig auf ihres gleichen. Wie können sie den lieben, dem man eine Achtung zollt, auf welche sie selbst Anspruch machen? Folglich sind sieben Achtel der Menschen gleichgültig gegen Geistesgaben, und das letzte Achtel neidisch.

Hochachtung quillt fast aus Freundschaft aber nie umgekehrt. Ja, wenn Jene die Tochter von dieser ist, so ermordet sie sogar oft ihre Mutter. „Ich schätze ihn anfangs hoch,“ sagte ein gewisser Mann, „weil ich ihn liebte; aber „als ich ihn näher kennen lernte, mußte ich ihn „so hoch schätzen, daß ich aufhörte ihn zu lieben.“

Der Neid ist leider eine der natürlichsten Leidenschaften des Menschen. Ist man auch nicht eifersüchtig auf fremdes Verdienst, so ist man es doch auf den Ruhm, welchen dieses Verdienst erwirbt.

Einen sehr bescheidenen, verdienstvollen Mann liebt man deswegen, weil man sein verhülltes Verdienst gleichsam zu entdecken glaubt, und weil man dadurch seiner eigenen Beurtheilungskraft ein Kompliment macht, wo der Schleyer der Bescheidenheit mangelt, da ist Achtung verdienen oft ein Hinderniß sie zu erhalten.

Nur ein großer Reichthum an Herzengüte kann bewirken, daß man die beinen Verstand verzeiht. Wer durch Verstand und Wiß zu gefallen sucht, handelt eben so unbesonnen, als ließe er sich bey einem Gönner durch den Todfeind dieses Gönners einführen.

Warum sind die Männer heut zu Tage höflicher unter einander als vormals? und warum sind sie es weniger als vormals bey Weibern?

Das Erste kommt daher, weil sie mehr Verstand und weniger Muth haben, als vor zweyhundert Jahren. Sie fühlen, daß es eine Thorheit ist, sich im Zweykampf herum zu balgen, und eine noch größere Thorheit, Händel zu suchen. Daher vermeiden sie dergleichen durch vermehrte Höflichkeit.

Bey den Weibern treffen mehrere Ursachen zusammen. Erstens sind sie — mit allem Respect gesagt — etwas weniger häuslich und tugendhaft als ihre Urgroßmütter. Zweytens

ist

ist die vormalige Heidenliebe der Ritter, und die damit verbundene Sklaverey, erloschen. Man liebt heut zu Tage nicht mehr so als ehedem, man hat andere Dinge im Kopfe. Ehrgeiz und Habsucht fressen die Stunden. Die Liebe ist eine Leidenschaft des Geschäftlosen. Die Ritter der Vorzeit hatten nichts zu thun, als eine Lanze zu schwingen, einen Bären zu erlegen, und ein Weib zu lieben; deshalb thaten sie auch jedes dieser drey Dinge von ganzer Seele.

Noch einige Denksprüche für das gesellige Leben.

Es ist Weisheit zu wissen, daß man wenig weiß, und warum man wenig weiß. Nur der Halbgelehrte glaubt viel zu wissen.

Ein Wenig von Allem wissen ist nicht schwer. Von Wenigem Viel wissen, ist selten.

Es giebt eine Menge Dinge, die der Nare sehr gut zu wissen glaubt, und der Kluge niemals zu wissen verzweifelt.

Der mittelmäßige Mensch führt oft den besten Kopf am Gängelbände.

Der Glaube ist gut in der Kirche, aber nicht unter Menschen.

Die Welt verzeiht dir eher, wenn du lasterhaft, als wenn du lächerlich bist, und — es ist fürchterlich wahr! — fast jeder Mensch güt lieber für lasterhaft als für lächerlich, wenn er nur die Wahl zwischen beyden hat.

Anderß denken als die Menge, ist Muth des Geistes; sagen, was man denkt, ist Muth des Herzens — und Thorheit!

Der Weise und der Dummkopf handeln beyde aus Gewohnheit.

Behalte deine politischen und Religionsmeynungen für dich. Wer leuchten will, der sündet oft. Das Licht verlöscht und die Flamme greift um sich.

Die Achtung der Welt kann man erschleichen, aber eigene Achtung muß man verdienen.

Man weiß recht gut, warum man haßt, aber selten, warum man liebt.

Erwieb dir Gönner. Ein Gönner ist ein Regenschirm bei schlechtem Wetter, oder ein Brennglas, um die Strahlen des Glücks auf dich herabzulocken.

Bestiehl Witwen und Waisen, aber nur keinen Pfaffen. Ein Rabe ward einst in den Damm gethan, weil er sich unterstanden hatte, dem Abt Conrad seinen Ring zu stehlen.

„Als ein guter Freund diese Denksprüche im Manuscripte las, setzte er noch folgenden hinzu: Traue keiner Sentenz, es ist keine Einzige ganz wahr, außer dieser.“

Die kleinste Lüge ist gefährlich.

Eine wahre Begebenheit.

Ich war in B** und gieng an einem schönen Morgen im Thiergarten spazieren. Ein Freund begleitete mich. Von ungefähr kamen wir einer Laube vorbey, in welcher zwey junge schöne Damen saßen, die Eine in tiefer Trauer, mit dem Schnupstuche vor den Augen; die Andere in nachlässiger Morgenkleidung, zeichnete mit ihrem Spazierstöckchen Buchstaben in den Sand. Beyde bemerkten uns nicht.

„Kennst du diese Damen?“ fragte ich meinen Freund.

„D. hat verheirathet, die in Trauer ist die Hauptmännin B—, und die Andere (die Gräfin S—) Schon als Kinder waren sie Freundinnen; jetzt hat der Kummer sie noch näher vereinigt.“

Ich wurde neugierig, wie setzen uns auf eine Bank, und er erzählte: Emilien und Laura wurden mit einander erzogen, sie waren von gleichem Stande und Alter, beyde gleich liebenswürdig. Der einzige zufällige Unterschied zwischen ihnen war Emilien's Reichthum, und Laurens Armuth; Aber reich an Eigenschaften des Geistes und Herzens waren sie beyde, und an Bewunderern fehlte es keiner. Unter mehreren jungen Männern wurde auch der Hauptmann B— in ihrem Hause eingeführt. Eine einnehmende Gestalt und gefällige Sanftmuth waren die Vorzüge, die er besaß; Geld war der Vorzug, der ihm fehlte. Sein Herz schwankte lange zwischen Emilien und Laurent, entschied sich aber endlich für die Erstere.

stern; Vielleicht konnte er sich selbst keine Re-
chenschaft von dieser Wahl geben, doch muß
man ihn gekannt haben, um zu wissen, daß Ei-
geniß gewiß keine Triebfeder derselben war.

¶ Dagegen wirkte er desto mehr bey Emi-
liens Vater, denn obgleich die Tochter den jun-
gen Mann wohl leiden mochte, und an seiner
Hand glücklich zu seyn hoffte, so wurde ihr doch
so viel von Gehorsam und Ergebung in den vä-
terlichen Willen vorgeschwätzt, daß das sanfte
Geschöpf nachgab, und ihre aufsteigende Nei-
gung zu unterdrücken versprach. Um ihr diesen
Entschluß so viel möglich zu erleichtern, schickte
sie der Vater auf ein fernes Landgut, wo sie
beynahe ein ganzes Jahr in der Einsamkeit
schmachtete, und viel Langeweile hatte. Einige
Blumentöpfe, ein Taubenschlag und ein Brief-
wechsel mit Lauren, das war alles, was ihr zur
Unterhaltung übrig blieb. Romana schickte ihr
der Vater nicht, und er that wohl daran, denn
sonst würde sie schwerlich den Hauptmann W-
so glücklich vorgeffen haben. In den Briefen

an Lauren und von Lauren, war sein Name
gleichfalls contrebant, denn sie giengen durch
des Vaters Hände, und da sie aus einem Lande
kamen, wo die Pest der Liebe herrschte, so er-
mangelte er nicht sie jedesmal vorher zu öffnen,
um Lauren vor Ansteckung zu bewahren.

¶ Ob nun gleich Emilie nicht in der Stadt
war, so verringerte sich doch darum die Zahl ih-
rer Bewunderer nicht, denn ihr Geld war in
der Stadt geblieben; sie glich dem unsichtbaren
Gott der Athenienser, auf dessen Altären man
opferte, ohne zu wissen wie er ausah. Zwar
wünschten viele sie von Angesicht zu Angesicht
kennen zu lernen, und die sie schon kannten,
wünschten sie wieder zu sehn; denn wer sie Ein-
mal gesehn hatte, sah sie gern, aber es währte
lange, ehe der Vater sich entschließen konnte,
diese Wünsche zu befriedigen. Seine eiskalte
Vernunft hielt die Wage, und Plutus regierte
das Züngelchen.

¶ Endlich meldete sich der junge S- ein
Reichsgraf, und was noch mehr ist, ein reicher
Graf,

Graf, Ritter des deutschen Ordens, hatte den großen Pitt gesehen, (ich meyne den Diamanten) und bey Bergennes gespeist, und war auf einer schwimmenden Batterie vor Gibraltar in die Luft geflogen, daher er denn auch ein wenig luftig war; übrigens ein ziemlich guter Feig von Menschen, Fabrikwaare, ein Duzendmensch, der seinen Schooßhund liebte, und seinem alten Hofmeister eine Pension gab. Er las auch bisweilen Bücher, und glich immer dem letzten Buche, das er gelesen hatte. War es ein Ritterroman, so brach er Lanzen, und war es Siegwart, so sah er in den Mond.

Dieser junge Mann ward um Emilien, oder eigentlich zu sagen, um Emilien's Vater, der seinen Netzen nicht widerstehen konnte, und ihm ein Rendezvous auf dem Lande gab. Die schöne Emilie fütterte eben ihre Tauben, als ein schöner Wagen auf den Hof fuhr, ein schöner Herr herausstieg, und ihr viel Schönes sagte. Der Vater gab ihr dabey zu verstehen, daß dieser

Ritter

Ritter gekommen sey, die verwünschte Prinzessin aus dem bezauberten Schlosse zu befreien. Nun mag ein Mädchen ihre Taubzeit noch so lieb haben, Freyheit und der große Taubenschlag der Welt sind ihm doch lieber. Die aufgehende Sonne, so herrlich sie ist, wird doch endlich angegähnt; die schönsten Blumen, so lieblich sie duften, werden doch endlich fade und geruchlos, wenn nicht die Hand der Liebe sie pflegt. Was Wunder, daß Emilie, theils weil der Graf ein ziemlich angenehmer Mann war, und theils weil sie Erlösung aus ihrem Kerker wünschte, das bedeutende Ja in wenig Wochen aussprach. Der dicke Pastor hielt im Schweiß seines Angesichts eine lange Rede, der Küster druckte ein Brautkiss aus dem neuen Berliner Gesangbuche, und zwölf junge Bienenmädchen, weiß gekleidet, streuten Blumen; denn seitdem die Menschen wenig mehr auf Blumen wandeln, ist das Blumenstreuen sehr Mode geworden.

Als unsere Urgroßeltern sich heiratheten, hatten sie die Sitte, ihre unsere Großeltern

zählten

zählten Flittermonate, unsere Eltern Flitterwochen, und wir sind bis auf Flittergaga herabgesunken. Der junge Graf fand nach den ersten Flittertagen den ländlichen Aufenthalt ein wenig einformig, die junge Gräfin widersprach nicht, die Klappen wurden angezogen, und man fuhr nach der Stadt.

Laura freute sich herzlich ihre Freundin wieder zu sehen, und der Hauptmann W. freute sich gar nicht; denn kaum war, es ihm gelungen, Emilien's Bild in den Hintergrund seines Herzens zu stellen, als ihre plötzliche Erscheinung die glühenden Farben wieder aufzufrischen drohte. Er traf Emilie in einer Gesellschaft, verbeugte sich ehrerbietig und wurde blaß; Emilie verneigte sich tief und wurde roth. Der Hauptmann stotterte einen Glückwunsch, den Niemand verstand, und Emilie stotterte eine Antwort, die Niemand hörte.

„Was soll daraus werden?“ dachte der Hauptmann, als er Abends nach Hause kam.

„Soll

„soll ich mich fruchtlos quälen? oder soll ich die junge Gattin zu verführen suchen? Keins von beidem. Ich will mir ein andres braves Mädchen erkiesen, das mir die Welt, wenn auch nicht zum Paradiese, doch zu einem angenehmen englischen Garten machen soll. Hymens süße Früchte reifen nicht blos im Treibhaus der Liebe, sie wachsen auch im Schatten der Vernunft. — Und mich dünkt, ich habe nicht weit zu suchen, das Glück liegt uns gewöhnlich näher als wir glauben.“ Laura ist ein sanftes gutes Geschöpf, häuslich und ohne Ansprüche. Ich will Laura heiraten.

Mit diesem Entschlusse legte er sich schlafen, mit diesem Entschlusse erwachte er wieder. „Ich bin Ihnen herzlich gut,“ sagte er am andern Abend zu Laura, „könnten Sie mir wohl auch herzlich gut seyn?“

Laura war ihm schon lange herzlich gut, sie hatte es sich nur nie merken lassen; jetzt aber ließ sie sich merken, und in vier Wochen waren sie Mann und Frau.

„Auch glücklich? — O ja, obgleich keine weißgekleidete Mädchen ihnen Blumen gestreut hatten. Seine Gefälligkeit und ihre Sanftmuth freuten sich wechselseitig Rosen? Alles gieng gut, so lange der Dämon der Eifersucht aus dem Spiele blieb.“

Aber sehr natürlich war es, daß der Hauptmann Emilia nie ganz gleichgültig betrachten konnte; sehr natürlich, daß Emilia immer einigeg Interesse für den Hauptmann fühlte. Er sah in ihr ein reizendes Weib, das ohne des Vaters Verbot ihn geheirathet haben würde; sie sah in ihm einen liebenswürdigen Mann, dessen erste Liebe sie gewesen war, und — wie die Eitelkeit flüsterte — vielleicht noch war. Zwar erlaubten sie sich nie die entfernteste Anspielung auf ihre vormalige Lage, aber er sprach doch furchtsamer mit ihr als mit jedem andern Frauenzimmer, und sie antwortete ihm verlegener als jedem andern Manne.

Dies entging den Augen des jungen Grafen nicht, und es beunruhigte ihn. Wenn er aber

aber kurz vorher einen Roman gelesen hatte, in welchem ein vernünftiger Gatte durch edles Vertrauen seine Frau von einer Schwachheit zurückhielt, so blieb er standhaft bey dem Entschlusse, sich nichts von seiner Unruhe merken zu lassen, und stellte sich sogar, als sähe er es gern, wenn Emilia recht oft zu Lauren fuhr, sagte wohl gar zuweilen: „Du bist recht lange nicht bey Lauren gewesen, warum fährst du nicht hin? mein Wunsch ist, daß du deine Freundin nicht vernachlässigst.“ Das war die erste kleine Lüge, aus welcher sich diese Begebenheit entspann.

Eben so wenig entschlüpfte Laurens Augen das fremdartige Betragen ihres Gatten und ihrer Freundin, und es beunruhigte sie gleichfalls. Sie schämte sich aber, es jenem oder dieser zu gestehen. Der Hauptmann fragte wohl einmal in einer traulichen Stunde: „Bist du auch zur Eifersucht geneigt?“ und sie antwortete lachend: Nein! Das war die zweyte kleine Lüge, auf welche der böse Dämon seinen Entwurf gründete.

Der Winter verstrich ziemlich ruhig. Das Feuer glimmte unter der Ache. Im Frühling des folgenden Jahres ward der junge Graf an einem heitern Tage zu einer Lustpartie auf das Land eingeladen. Der Einlader war ein Hagestolz, der die Weiber selbst im Frühling nicht leiden konnte, und dessen bachantische Gesellschaften daher immer nur aus Männern bestanden. Der Graf fuhr hin, und sollte erst den andern Morgen zurückkommen. Emilie blieb zu Hause und hatte Langerweile. Da sandte Laura ihre Dose zu ihr, und ließ ihr wissen, daß der Hauptmann heute die Wache habe, daß er erst spät gegen Morgen nach Hause kommen werde, und sie daher wünsche auf den Abend Emilie's Gesellschaft zu genießen. Emilie freute sich, die Abendstunden angenehm tödten zu können, und sagte zu. Ihr Buchhändler hatte ihr eben die beyden ersten Bände von Lafontaine's Gewalt der Liebe gebracht, eins der unterhaltendsten Bücher, die in dem letzten Jahrzehend geschrieben wurden. Die nahm sie mit in den Wagen, und fuhr wohlgemuth zu ihrer Freundin, sandte ihre

ihre Equipage nach Hause, lachte, schäkerte, aß und trank, und nach den Abendessen schlug sie vor, noch ein halbes Stündchen zu lesen. Aus dem halben Stündchen wurde eine Stunde, aus der Stunde zwey, das Buch fesselte sie immer mehr und mehr, Emilie vergaß nach ihrem Wagen zu schicken, und es war drey Uhr des Morgens, als der Hauptmann zurückkam, und sie noch immer lesend fand.

Die jungen Weiber erschrafen, da sie hörten, daß es schon so spät sey. Emilie sprang auf, bat einen Miethwagen holen zu lassen, ergriff Handschuh und Saloppe, und eilte fort. Natürlich bot ihr der Hauptmann den Arm, und natürlich bat er um Erlaubniß, sie nach Hause zu begleiten, da es unschicklich gewesen wäre, sie in einem Miethwagen allein fahren zu lassen. Sie dankte verbindlich, er bestand darauf. Sie wurde verlegen. „Nehme ich es an,“ dachte sie bey sich selbst, „so bin ich vier bis fünf Straßen lang in der peinlichsten Lage, einem Manne gegenüber, der — (piano) — mir nicht ganz
N 4 „gleich-

„gleichgültig ist.“ Schlage ich es aus, so denkt er „wohl gar, er sey mir gefährlich.“ Die letzte Betrachtung empörte den Stolz, der Stolz siegte über die Furcht, sie gab dem Hauptmann ihren Arm.

Lauren ergriff ein höchst unbehagliches Gefühl. Ihr Mann in einem Wagen mit Emilien — und der Weg war nicht kurz — und der Morgen war schön — sie wandte sich weg, und verbarg die Falte der Eifersucht, die sich um den Mund lagerte, hinter ein erkünsteltes Gähnen. „Nacht, daß ihr fortkommt!“ rief sie gähnend, „ich bin schläfrig; und du lieber B — störe mich nicht, wenn du nach Hause kommst, ich werde dann gewiß schon schlafen.“

Das war die dritte kleine Lüge, denn nie war sie weniger zum Schlaf geneigt gewesen, als eben jetzt. Aber sie schämte sich der Eifersucht, und die falsche Schaam hat immer ihre Schwester, die Lüge, bey sich.

Emilie und der Hauptmann saßen nun bereits im Wagen; es war schon längst heller lichter

ter Tag, die Sonne gieng unbewölkt hervor, die Kirchturmspitzen schimmerten lieblich; die Hähne krächten, die Feisens stiegen an herum zu laufen, und hin und wieder that sich die Thür eines Kramladens auf. Emilie hätte gern ein gleichgültiges Gespräch auf die Bahn gebracht, sie sagte das Erste, was ihr in den Mund kam, und das war die vierte kleine Lüge. „Ein „schöner Morgen,“ rief sie nemlich aus, „ich „hätte lieber gewünscht, einen Spaziergang im „Thiergarten zu machen, als nach Hause zu „fahren.“

„Sie haben zu befehlen,“ sagte der Hauptmann, der sich keines bösen Gedankens bewußt war; „Kutscher! fahr nach dem Thiergarten.“

Emilie erschrak. Es war gar nicht ihr Ernst, im Morgenthau herum zu waten; und allein mit dem Hauptmann — früh um vier Uhr — im Thiergarten — wenn sie Jemand sähe, was würden die Leute denken? — Sie ergriff auf gut Glück ein Mittel, sich aus dieser neuen Verlegenheit zu ziehen. „Wenig Schritte von hier,

sagte sie, „wohnt meine Cousine, sie liebt die
 „Morgen Spaziergänge; lassen Sie uns vor ihrer
 „Thür halten, und sie mitnehmen.“ „Nicht
 „Necht gern,“ versetzte der Hauptmann.
 Der Kutscher erhielt Befehl zu der Cousine zu
 fahren, und in zwey Minuten waren sie dort.
 Die Hausthür war noch verschlossen, man klopfte
 lange, ein gähnender Bedienter trat endlich her-
 aus: „Die gnädige Frau schläft noch.“ „Man
 „muß sie wecken,“ sagte Emilie. „Erlauben
 „Sie, Herr Hauptmann, daß ich Sie auf einen
 „Augenblick verlasse, und selbst hinaufgehe.“
 Sie sprang aus dem Wagen, hüpfte leicht und
 froh die Treppe hinan, stürmte ins Schlafzim-
 mer, und riß die Bettvorhänge auf. „Um
 „Gottes willen! liebe Cousine, du mußt sogleich
 „mit spazierenfahren. Unten im Wagen sitzt
 „der Hauptmann B—, ich kann ihn nicht los-
 „werden, er will mich begleiten, ich mag mich
 „nicht allein mit ihm sehen lassen: geschwind!
 „geschwind! kleide dich an, und komm mit uns.“

Aber

„Aber die arme Cousine hatte einen gewalt-
 „tigen Schnupfen, sie schlug es rund ab. Bleib
 lieber bey mir zum Frühstück,“ sagte sie, und
 ließ den Hauptmann nach Hause fahren.

„Auch das, wenn du meynst; wenn ich
 „nur seiner überlästigen Höflichkeit entgehe.“
 Sie schickte herunter, ließ sich entschuldigen,
 ihre Cousine habe den Schnupfen u. s. w. Kurz
 sie werde nicht nach dem Thiergarten fahren,
 und lasse den Herrn Hauptmann bitten, sich des
 Miethwagens zu bedienen, um sich nach Hause
 bringen zu lassen.

Der Hauptmann gieng lieber zu Fuß. Er
 stieg aus, der schöne Morgen lockte ihn; gehe
 ich nach Hause, dachte er, so störe ich meine
 Frau im Schlafe; der Einfall eines Spazier-
 ganges in dieser erfrischenden Morgenluft war
 köstlich, und ich will ihn allein ausfahren. So
 schlenderte er nach dem Thiergarten, wo er die
 Alleen der Kreuz und Quere durchstrich.

Emilie

wurde zu Bett gebracht, und die Gäste zerstreuten sich. So geschah es, daß der junge Graf schon Abends um elf Uhr nach Hause kam, wo er erfuhr, Emilie sey bey der Hauptmännin B. Das befremdete ihn weiter nicht, er gieng ruhig auf und nieder, und dachte bey sich selbst, die Gegenwart der Hauptmännin ist mir ein sicherer Bürge, daß dort alles in den Grenzen des Wohlstandes bleibt. Aber es schlug ein Uhr, und Emilie kam noch nicht. Es schlug zwey, und sie kam noch nicht.

Nun wurde er unruhig. Was soll das heißen? so lange bleibt sie nie. Er zählte jede Minute, und hörte jeden Glockenschlag. Wenn in der Ferne eine Wagen rasselte, „das ist sie,“ dachte er, und sie war es nicht. Wenn er einen Fußtritt auf der Straße hörte, „da kommt sie!“ rief er, und sie kam nicht. So lange es dunkel war, standen seine Ohren auf der Lauer, nicht das kleinste Geräusch entgieng ihm, und Alles hatte Bezug auf Emilien. Bey einem Arzte in der Nachbarschaft wurde angeknöpft, „solte sie?“

dachte

dachte er, „krank geworden seyn?“ Eine Bande Musikanten zog die Straße herauf, „die sollen ihr vielleicht gar ein Ständchen bringen!“

Es war die fürchterlichste, langweiligste Nacht, wie sie nur ein verirrer Wanderer im Walde zubringt. Er hätte nur hinschicken, nur fragen lassen dürfen: wo bleibt meine Frau? — aber das wollte er nicht. „ich will doch sehen, wie weit sie es treiben wird.“ dachte er, „weiß sie, daß ich zu Hause bin, so besinnt sie sich unterdessen auf das K, welches sie mir für ein U verkaufen will. Wird sie aber durch meinen plötzlichen Anblick übertrafcht, so hat sie nicht Zeit sich vorzubereiten, und ich lese vielleicht auf ihrer glühenden Wange das Bekenntniß ihrer Schande.“

Endlich wurde es Tag, und nun wurden seine Ohren von den Augen abgelöst. So oft er die Länge des Zimmers mit schnellen Schritten maß, so oft trat er auch ans Fenster, und schaute die Straße hinab, woher Emilie kommen

men

men mußte, und sah auch auf die andere Seite, von wo sie unmöglich kommen konnte. Seine Umarmung wuchs mit jeder Minute. Er wollte sich beschäftigen, es gieng nicht; er blätterte in einem Boutnal, sah stark auf die Buchstaben und las nicht. Er setzte sich an's Klavier, griff einen Accord, und die Hand blieb ausgespreizt auf den Tasten liegen. Es schlug sechs, er wollte rasend werden, es schlug sieben, er hielt nicht länger aus.

Wenig die Gräfin nach Hause kommt, sagte er zu dem Kammerdiener, so sage ihr, ich sey aufs Kaffeehaus gegangen, um dort zu frühstücken."

Das war die fünfte Treme Lüge, denn er gieng nicht aufs Kaffeehaus, sondern gerade zum Hauptmann B—. Laura hatte die Nacht ungefähr eben so zugebracht als der Graf, und noch etwas schlummer, denn sie liebte ihn von ganzem Herzen. Einen Trost hatte sie aber doch gehabt, der Weibern immer zu Gebote steht, nämlich Thränen, das sah der Graf

an ihren rothgeweinten Augen, er sah es und zitterte. „Ist meiner Frau ein Unglück zuge-, „floßen?“ rief er Lauren hastig entgegen.

Laura. Das will ich nicht hoffen.

Der Graf. Ist sie denn nicht mehr hier?

Laura. Schon seit drittehalb Stunden hat sie mich verlassen.

Der Graf. Gesund und wohl.

Laura. Vollkommen.

Der Graf. Wo fuhr sie denn hin?

Laura. Mein Gott, nach Hause.

Der Graf. Nach Hause? — aber da ist sie nicht, ich komme von Hause.

Laura (sehr bewegt). Nun so weiß ich nicht — wo sie seyn mag —

Der Graf. Fuhr sie denn ganz allein?

Laura (mit verhaltenen Thränen). Mein Mann hat sie begleitet.

Der Graf. Wahrhaftig? — und schon drittehalb Stunden sind sie fort? — das ist doch sonderbar —

Laura zitterte am ganzen Leibe. Sie hätte gern ihren Thränen freien Lauf gelassen, aber dann war alles verrathen, was in ihr vorgieng. Die Furcht, einen Argwohn in dem Grafen zu erwecken, den er vielleicht noch nicht kannte, und dadurch Gelegenheit zu einem Zweykampfe zu geben, der das Leben ihres Mannes auf das Spiel setzte, hielt sie zurück. Sie verstellte sich so gut sie konnte, und ließ die Flamme nur innerlich toben. Eben so der Graf, dem seine lange Übung in den Verstellungskünsten der großen Welt statt jener Furcht diente, und der es über sich gewann, so lange bey Lauren auszuhalten, bis ihr Gemüth zurückkäme. Sie beschloffen mit einander zu frühstücken, die Schokolade wurde gebracht, man setzte die Tassen an den Mühl, man brach einen Zwieback, aber die Tassen blieben voll, und die Krümen des Zwiebacks im Halse stecken. Nie waren wohl zwey Menschen, Einer von des Andern Gegenwart, so gedrückt und gepreßt. Sie saßen auf Stühlen und Stecknadeln.

Zu großer Erleichterung beyder Theile entdeckte man den Doctor Waschhaus, welcher gekommen war, sich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Er wurde sogleich hereingeführt, ein kleines feines Männchen, eine Frau Gevatterin, eine Chronik der Stadt. Man fand ihn überall, er wußte Alles, lachte über Alles, sagte Alles, was ihm in den Mund kam, und galt für einen angenehmen Gesellschafter. Kaum hatte er bemerkt, daß Laura zerstreut und der Graf einsylbig war, als er alle seine Künste hervor suchte, sie aufzuheitern. Es gelang ihm nicht.

Er faßte Lauren an den Puls. „Ihr Blut ist in Wallung, gnädige Frau.“

„Das kann wohl seyn.“

„Was fehlt Ihnen?“

„Nichts.“

„Also nur eine schöne Laune, eine liebenswürdige Grille. Wissen Sie auch,“ setzte er mit einer Schalksmiene hinzu, „daß es nur bey mir steht, Ihre Laune in Ernst zu verwandeln?“

„Wie so?“
 „Nun — der Herr Hauptmann —“
 „Der Hauptmann? was hat er gethan?“
 rief Laura lebhaft.

„Das mag er selbst am besten wissen. Ich weiß weiter nichts, als daß ich ihn vor einer halben Stunde im Thiergarten gesehen, nicht weit vom Jägerhaus, und zwar in Gesellschaft einer schönen wohlgewachsenen Dame.“

Sehr möglich, sagte Laura mit einem Tone, der gleichgültig seyn sollte, aber von der Glut ihrer Wange Lügen gestraft wurde. Wahrhaftig? sagte der Graf mit einem Tone, der eine Frage bedeuten sollte, aber die Frage schwamm in bitterer Galle. Er schluderte sein Stockband hastig hin und her, und Lauren riß der Zwirn an ihrem Filet.

Doctor Waschhaus merkte Unrath. Er wollte einlenken. „Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden Scherz verstehen, sagte er; denn ob ich gleich die Dame, mit welcher Ihr Herr Gemahl spazieren gieng, in der Ferne nicht er-

kannt habe, so war sie doch so rechtlich gekleidet, und ihr ganzer Anstand verrieth, daß sie keine gemeine Dirne war.“

Das fehlte nur noch, um die beyden gequälten Eheleute aufs Aeußerste zu treiben. Angst und Wuth waren in jeder Bewegung sichtbar. Die Lippen sprachen nicht, aber sie zitterten. Der Doctor vermehrte, daß er überflüssig sey, und wollte sich empfehlen. In diesem Augenblicke trat der Hauptmann herein. Die Gegenwart des Doctors, so leicht sie auch wog, blieb doch immer im Saum für den Weltmann. In einem scherzhaften, sehr mißlungenen Tone fragte der Graf den Hauptmann: „Was haben Sie mit meiner Frau gemacht?“

Der Hauptmann merkte an den verschobenen Zügen seines Gesichts, daß nicht alles war, wie es seyn sollte; er sah an den verrätherischen Augen seiner Gattin Spuren vergossener Thränen, ahndete beyder Argwohn, und hielt daher für besser, den Spaziergang im Thiergarten zu

verschweigen. Ich habe Emilien bey ihrer Cou-
sine gelassen, antwortete er, die den Schu-
pfen hat, und Gesellschaft wegen Frühstück
wünschte. Was nachher aus ihr geworden,
weiß ich nicht.

Das war die sechste kleine Lüge, und
der gute Hauptmann brachte sie nicht ohne
Stammeln hervor. Der Graf sagte nichts, es
kochte in seinem Busen. Er empfahl sich fro-
hlig und gieng. Doctor Waschhaus begleitete
ihn.

Als die beyden Ehegatten allein waren, kam
es bald zu einer wechselseitigen Erklärung, in
welcher die biedere Offenheit des Hauptmanns
leicht über jeden Argwohn seiner guten Frau
siegte. Aber nun erfuhr er auch mit Schrecken,
daß sein Spaziergang im Thiergatten durch den
Doctor Waschhaus verrathen sey; er sah, wel-
che Folgen die kleine Lüge haben könnte, die er
sich ohne Ueberlegung erlaube hatte. Er bat
seine Frau, sogleich zu Emilien's Cousine zu fah-
ren, um mit ihr die Mittel zu verabreden, Emi-
lien

lien vor jeder Gefahr zu warnen; und besonders
ihr anzurathen, ihrem Manne in nichts zu ver-
schweigen.

Der Graf war schon dort gewesen, und hatte
theils von ihr, theils von den Domestiken er-
fahren, daß Emilie kaum eine halbe Stunde
dort verweilt habe. Mit dieser Bestätigung sei-
nes marternden Argwohns war er fortgestürzt.

Laura setzte sich auf der Stelle nieder und
schrieb ein Billet folgenden Inhalts:

Liebe Emilie,
Ich bin Deinetwegen in der größten Unruhe,
sie Dein Mann weiß, daß Du mit dem mei-
nigen im Thiergarten warst. Er ist eifer-
süchtig, und ich gestehe Dir, daß ich selbst
mich des Argwohns nicht erwehren konn-
te. Seitdem ich meinem Mann
gesprochen bin ich von Deiner und seiner
Anschuld überzeugt. Ich weiß, wie der
Zufall mit mich spielte; durch Deine Cou-
sine

„sine bin ich sogar unterrichtet, wie herzlich
 „Du seine Gesellschaft los zu werden
 „wünschtest. Ich bitte Dich, sey ganz
 „aufrichtig gegen den Grafen, wie mein
 „Mann es gegen mich war. Es ist das
 „einzige Mittel übeln Folgen vorzubeugen.
 „Daine Laura.“
 „N. S. Um den Schein jeder Verabredung
 „zu vermeiden, hat der Ueberbringer dieses
 „Befehl, zu sagen, er komme von Deiner
 „Pughändlerin.“

Das war die siebente kleine Lüge; zu
 welcher Laura noch durch die Betrachtung bewo-
 gen wurde, der Graf könne ihr Billet auffan-
 gen, und dann Emilien's Aufrichtigkeit auf die
 Probe stellen, ohne Etwas von dem Inhalte
 desselben zu erwähnen.

Emilie war indessen zu Hause gekommen,
 und hatte mit Schrecken erfahren, daß ihr Ge-
 mahl schon Abends zurückgekehrt sey, und die
 ganze Nacht auf sie gewartet habe. Sie über-
 sah

sah mit einem Blicke ihre unangenehme Lage.
 „Und wo ist der jetzt?“ rief sie häßig. „Auf ei-
 „nem nahen Kaffeehause,“ war die Antwort.

Troh, noch einige Augenblicke für sich zu
 gewinnen, versuchte sie alle ihre Fassung zu
 sammeln. Aber ehe es ihr noch zur Hälfte ge-
 lungen war, trat der Graf schon herein. Mit
 dem ersten Blicke glaubte er die Schald sei-
 ner Gattin im schnellen Farbenwechsel ihrer
 Wangen zu lesen. Schon drohte seine Wuth
 auszubrechen, doch hielt er noch an sich, und
 fragte mit verstellter Gelassenheit: wie und wo
 sie die Nacht zugebracht habe?

„Bey dem Hauptmann B.“ sagte Emi-
 lie stotternd; „er hatte die Wache.“ Laura
 „wünschte, ich möchte ihr Gesellschaft leisten —
 „wir verspäteten uns bey einer angenehmen
 „Lecture — der Hauptmann kam endlich —
 „wollte mich nach Hause begleiten — allein ich
 „hielt es für unschicklich — und stieg bey mei-
 „ner Cousine ab —“

Hier flockte sie und schwieg. Sie kommen also jetzt von ihrer Con-
sine? sagte der Graf, indem er sie schief
ansah.

Was sollte Emilie antworten? sie hatte ein-
mahl gesteckt, warum flockte sie? Das Be-
kennniß des Spaziergangs kam nun zu spät
der Graf konnte denken, die Furcht habe es vor
ihr erpreßt, er konnte wunder glauben, wenn
sie diesen Zufall verheimlicht habe, der viele
leicht in feinen Augen kein Zufall war, über
dies was wagte sie haben, wenn sie ihm diese
Kleinigkeit verschwiege? er war ja den gan-
zen Morgen auf dem Kaffeehause gewesen, er
konnte nichts wissen und wenn sie nun so
bald als möglich ihre Cousine benachrichtigte, dar-
mit beyde eine Sprache führten, so vermied sie
doch dadurch eine unangenehme Scene. Alle
diese Betrachtungen, welche sich blizschnell in
ihrem Kopfe durchkreuzten, waren Schuld, daß
sie die achte Lüge aussprach, indem sie die
Frage des Grafen, „ob sie jetzt eben von ihrer

„Cousine

Cousine komme? mit Ja beantwortete. Aber
dies Ja war so langsam gezogen, es blieb zur
Hälfte zwischen den Zähnen, und die breimen-
den Backen sagten so laut Nein! daß der Graf
die Untreue seiner Gemahlin für erwiesen hielt.
Gerade den nämlichen Punkt hatte ihm auch der
Hauptmann verschwiegen, was war natürlicher,
als hier ein geheimes Verständniß zu vermuthen,

Er warf einen verächtlichen Blick auf Emi-
lien und stürzte zur Thür hinaus. Auf der
Treppe begegnete ihm der Knabe, der Laurens
Billet brachte. „Was willst du?“ sagte der
Graf ungestüm.
„Ein Billet an die Frau Gräfin.“
„Von wem?“
„Von ihrer Pugmacherin.“
„Gieb es her! sie hat jetzt andere Dinge
zu thun, als an Hauben und Bänder zu den-
ken.“ Mit diesen Worten riß er dem Knaben
den Bettel aus der Hand, drückte ihn heftig
zwischen den Fingern zusammen, und schob ihn
ungelesen in die Tasche.

Wie

Wie ein Unsinniger: mannter fort, und grüßte
 bewegte hin zum Hauptmann, wo er aber
 Niemand zu Hause fand. Er schrieb auf eine
 Karte: „Der Graf S. —“ erwarf den Herr
 „Hauptmann von B. —“ im Gasthause zum gold-
 nen Löwen, und bittet denselben; seiner De-
 gen nicht zu vergessen.

Der goldne Löwe war nur wenige Schritte
 von der Wohnung des Hauptmanns entfernt.
 Der Graf gieng dahin, und forderte ein Zimmer
 im Hinterhause und eine Flasche Wein. Er er-
 hielt beydes, schloß sich ein, klingelte nach einer
 halben Stunde, und foderte die zweite Flasche.
 Man brachte sie ihm. Die Leute im Hause
 merkten freylich etwas Heimliches an ihm,
 der Kellner machte sich im Zimmer zu schaffen,
 um ihn durch Seitenblicke zu bewachen. Er
 saß und laute an den Nägeln, und stürzte den
 Wein hinunter. Es währte lange, ehe er die
 Gegenwart des andern gewahrte, und als es
 endlich geschah, jagte er ihn mit Ungestüm zur
 Thür hinaus.

Indessen

Indessen hatte sein letzter Blick auf Emi-
 lien, voll Wuth und Verachtung, das arme
 Weib in die grausamste Unruhe versetzt. Von
 banger Ahndung getrieben, schrieb sie ein ver-
 wirretes Billet an die Cousine, und ein noch ver-
 wirretes an den Hauptmann, worin sie beyde
 von dem Geschehenen unterrichtete, und bat,
 ihre Aussage zu bestätigen, im Fall der Graf
 Erkundigungen einzulegen sollte.

Die Cousine empfing dieß Billet zugleich
 mit der Nachricht von dem Verunglückten des
 andern. Laura zitterte, und warf sich hastig in
 den Wagen, um ihren Mann zu warnen. Sie
 kam zu spät. Der Hauptmann hatte bereits
 sowohl die Karte des Grafen, als das Billet
 der Gräfin empfangen, und sich auf der Stelle
 in den goldenen Löwen gegeben.

Er fragte nach dem Grafen, man zeigte
 ihm das Hinterzimmer. Er trat hinein, und
 grüßte höflich. Der Graf sprang auf, erwie-
 derte seinen Gruß nicht, lief nach der Thür, und

verließ

verriegelte Thür. Darauf wandte er sich trotzig zu seinem Gegner, und sagte mit beläufigem Uebermuth: „Mein Herr, Sie haben mich ver-
sichert, Sie hätten meine Frau nicht wieder
gesehen, nachdem sie bey ihrer Cousine aufge-
stiegen! Ich frage Sie jetzt zum letztenmale:
ist das wahr oder nicht?“

Diese Art zu reden war der Hauptmann gar nicht gewohnt. Er wurde hitzig und antwortete: „Mein Herr, wenn ich etwas behauptete, so haben Sie kein Recht daran zu zweifeln.“

So bestätigte er durch eine neunte Lüge die vorhergehenden. Die Folge davon war, daß der Graf wüthend den Degen zog, auf ihn eindrang, und in wenig Minuten ihn durch einen Stich in die Brust zu Boden streckte.

Die Leute im Hause hatten das Klirren der Degen gehört. Man sprengte die Thür — zu spät! — Der Hauptmann wälzte sich in seinem Blute. Man ergriff den Thäter, und sandte nach einem Wundarzt.

Der Hauptmann fühlte, daß seine Wunde tödtlich sey. Nüchtern bat er die Umstehenden ihn noch einen Augenblick mit seinem Gegner allein zu lassen. Die Bitte eines Sterbenden hat unüberstehliche Kraft. Alles entfernte sich, und man bewachte die Thür von außen, um den Grafen nicht entwischen zu lassen. Dieser war jetzt vollkommen wieder bey sich. Das Blut, welches er fließen sah, hatte seine Rache gekostet, seinen Groll vertilgt. Mit Mäßigkeit und Mitleid sah er auf den Verwundeten herab, doch ihn mit leiser Stimme bat, neben ihm nieder zu knien, um seine letzten Worte zu hören.

„Ich sterbe!“ sagte er — „trauen Sie dem Bekenntniß eines Sterbenden: Ihre Frau ist unschuldig — und ich bin es — ich verzeihe Ihnen — (hier drückte er ihm sanft die Hand) — retten Sie sich — seyn Sie der Beschützer meines Weibes — und der Vater meines noch ungebornen Kindes. — Fliehen Sie (er zeigte mit der Hand auf das offene Fenster) — eilen Sie — fort! — fort!“

Mehe konnte er nicht hervorbringen. Das Röcheln des Todes erstickte schon seine letzten Worte. Der Graf behielt kaum so viel Besinnung übrig, den Rath des Sterbenden zu befolgen. Er sprang aus dem Fenster in den Hof, entwichte durch eine Hintertür, warf sich in einen Mietzwagen und floh. In fürchterlicher Betäubung kam er bis auf die Grenze. Dort wollte der Zufall, daß ihm auch noch Laurents Billet in die Hände fiel, welches er in seiner Rocktasche vergessen hatte. Es enthielt die Bestätigung von der Unschuld seines Weibes.

Er schrieb einen Brief an Emilien, welcher von der Zerrüttung seiner Sinne zeugte. Er nahm auf ewig Abschied von ihr, und man hat nachher nie wieder Etwas von dem Unglücklichen gehört.

Laura ward von einer unzeitigen Frucht entbunden, und schwebte lange in Gefahr des Todes. Emilie verweinte Tage und Nächte an ihrem Lager.

Das

Das ist die Dame in der Laube, welche, in düstres Nachdenken versunken, mit ihrem Spazierstock die Buchstaben in den Sand zeichnet; und die blasse Dame in tiefer Trauer, deren Thränen immer neu hervorquellen, ist Laura. So haben neun kleine, unschuldig Scheinende Lügen, einem Wieder- manne das Leben gekostet, und drey gute Menschen unaussprechlich elend gemacht.

Eine genealogische Aufgabe.

Vor mehr als hundert Jahren kam ein gewisser Abbé Marolles auf einen Einfall, der den Ahnenstolz in seiner ganzen Blöße darstellt. Er raisonnirt nemlich so:

Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter, zwey Großväter und zwey Großmütter, und so weiters; die Anzahl seiner Voreltern wächst immer in geometrischer Proportion.

P

Wenn

Wenn man nun eine gewisse Anzahl von Graden zusammenrechnet, so gelangt man bald zu einer ungeheuren Summe, und es folgt klar, daß jeder wirklich existirende Mensch von Allen den Menschen entsprossen ist, die zu einer gewissen Zeit lebten. Es giebt also in der ganzen bewohnten Welt weder Edelmann noch Bauer, der nicht unwidersprechlich von Fürsten und Königinnen abstamme, die vor sechs- oder siebenhundert Jahren lebten; so wie es weder Könige noch Fürsten giebt, die nicht zu eben der Zeit Bauren unter ihre Vorfahren zählten.

Denn man versuche einmal, nur bis zu der zwanzigsten Generation hinauf zu steigen, so wird man schon finden, daß jeder Mensch mehr als eine Million Väter und Mütter hat, und in der ein und zwanzigsten mehr als eine Million Väter; folglich in der vier und zwanzigsten schon mehr als sechzehn Millionen, woraus sich ergeben würde, daß jeder Franzose vor fünf-hundert Jahren mehr Vorfahren gehabt, als verheirathete Leute in ganz Frankreich existirten.

Der

Der Abt Marolles hat darauf die Anwendung dieser Grundsätze auf seine eigene Person gemacht. Er hat den ersten besten Prinzen oder König genommen, dessen Geschlechtsregister bekannt, und leicht mit den Abstammungen anderer Geschlechter zu vergleichen und in Verbindungen zu bringen war; und siehe da, er hat wirklich seine Verwandtschaft mit diesem Prinzen dargethan. Der nemliche Versuch ist bey mehreren Familien eben so glücklich ausgefallen, und wenn er nicht bey jedem bürgerlichen Hause anwendbar ist, so kommt es nur daher, daß die bürgerlichen Namen ihrer Voreltern minder sorgfältig aufbewahrt. Denn ist der Grundsatz richtig, so muß die daraus zu ziehende Folge immer die nemliche seyn.

Wir stammen Alle von Adam ab, hab' ich oft sagen hören; aber noch Niemand ist auf den Einfall gerathen, zu behaupten: Wir stammen Alle von Karl dem Großen, und Alle von seinem Küchenjungen ab. Eines ist doch so wahr als das Andere, und der ganze Unterschied ist der.

Als man Pflug und Ackerbau vergessen,
Um den Szepter oder Bischofsstab;
Spannte Einer früh des Morgens ab,
Und der Andre nach dem Mittagessen.

Der Tod.

Fragment aus einem Briefe des Seneca.

— **E**innere dich des frohen Augenblicks, als du das Knabengewand gegen das Gewand des Jünglings vertauschtest; als man dich zum Erstenmale auf den Markt unter deine Mitbürger führte. Was wirst du erst fühlen, wenn du nicht das Gewand, sondern den Geist der Kindheit abschüttelst; wenn du nicht Bürger, sondern Mensch wirst.

— **A**ch! daß der Greis mit finst'rer Strenge auch noch alle Fehler und Gebrechen der zarten Kindheit verbindet! ohne durch kindische holde Unbefangenheit das Saure zu versüßen.

Die

Die kleinste Ursach macht das Kind zittern; der Greis zittert oft ohne alle Ursach!

Kann denn das ein Uebel seyn, dessen Anfang wie das Ende in einen einzigen Augenblick verschmolzen sind? Du kannst nie sagen: Der Tod kömmt; er ist entweder noch nicht da, oder er ist schon da gewesen.

Es ist schwer, spricht du, den Tod zu verachten? — **D**es ist leicht! und die elendesten Gründe haben oft dazu hingereicht. Der Eine erhängt sich an der Thür eines Weibes, um ihre Epeddigkeit zu bestrafen. Der Andere stürzt sich von der Höhe eines Daches herab, um dem ewigen Schelten seines zornigen Herrn zu entgehen; der Dritte stößt sich einen Dolch in die Brust, um auf der Flucht nicht lebendig ergriffen zu werden. Was der Furcht so oft gelang, sollte es der Tugend misslingen?

— **G**leich dem Unglücklichen, der in einen Strom fällt, unterläßt der Mensch nichts, um sich gegen den Strom der Jahre zu erhalten.

p 3

Büsch,

Wüste, Dornen, Zweige, alles ergreift er, um nicht mit fortgerissen zu werden. Vergessens! Schwankend zwischen Leben und Tod, gemartert von den Qualen des Eines und der Furcht vor dem Andern, weiß der Mensch weder zu leben noch zu sterben. Das einzige Mittel, das Leben ruhig zu genießen, ist, es gering zu schätzen. Man sollte nur das mit Vergnügen besitzen, was man ohne Kummer zu verlieren bereit ist. Und welcher Verlust ist leichter zu tragen, als der, den man nicht einmal mehr beklagen kann, nachdem er uns getroffen hat.

— Sey gefaßt auf Alles. Das Glück erhebt seinen Günstling nie so hoch, daß es ihm nicht im nächsten Augenblicke mehr rauben könnte, als es ihm je schenkte. Bitter vor keinem Feinde, weil er gewaltig ist; das schwächste Kind kann dich umbringen.

Ich werde gefangen, der Sieger läßt mich zum Tode schleppen — was kümmerts mich? — Begreifst du nicht, daß man dich schon lange vom Tage deiner Geburt an zum Tode schleppte?

— Ge-

— Genieße ruhig, was die Natur dir gab, sie hat das Nothdürftige dir so nahe gelegt. Nur das Ueberflüssige kostet Mühe. Nur um Ueberfluß treibt man sich in Städten rastlos durch einander, wird man grau unter den Waffen, und tragt den Gefahren des Meeres. Das Nothdürftige liegt neben uns — und es genügt!

So spricht Seneca. Aus ganz andern Gründen hat ein Neuerer die Furcht vor dem Tode bestritten. Herr de Manse, Mitglied der vormaligen Academie der schönen Wissenschaften zu Besiers, behauptete einst in einer Rede: der Mensch sterbe nicht allein ohne körperlichen Schmerz, sondern sogar mit angenehmen Empfindungen. Er citirt eine Menge Schriftsteller, welche alle vom letzten Augenblicke des Lebens als einem wollüstigen Augenblicke reden. Plato und Cardanus versichern sogar, daß selbst eine gewaltsame Todesart diese Gefühle nicht ausschliesse. Sie haben Recht, wenn es wahr ist, was ein angesehenes Officier mir erzählt

gen: „Er bedarf nichts mehr als Epheu,“ weil man damit die Gräber zierte. „Ich werde aus „der Gesellschaft der Menschen weggehen,“ sagte Plato. „Er war, er hat gelebt,“ sprachen die Römer.

Nur ein einziges Volk, die Sabitaner, errichteten dem Tode einen Altar, und sangen ihm Päane. „Wir machen euch das nicht nach, riefen die Römer und Griechen, „wozu soll man „den Tod verehren? er ist doch unerbittlich.“

Freylieh ist er unerbittlich, und wehe uns, wenn er es nicht wäre! welcher Trost bliebe dem Kranken, dem Unglücklichen, dem Greise?

Ein guter Mensch, wenn es mit ihm zum Sterben kommt, hat nichts zu thun als zu sterben, und das ist leicht. Wer keinen Defect in der Casse nachläßt, braucht keine Rechnung abzulegen. Schwachheiten sind allenfalls verschwendete Zinsen, nur Verbrechen greifen das Kapital an.

Wer

Wer sterben lernte, hat ein Slave zu seyn verlernt. Wer die Menschen sterben lehrte, würde sie leben lehren. Der Tod grinst uns in tausend Gestalten entgegen, wir fürchten uns vor allen diesen Gestalten, und er kann uns doch nur in einer überraschen. Wie weinen, daß wir um hundert Jahre nicht mehr leben werden; warum weinen wir denn nicht, daß wir vor hundert Jahren nicht gelebt haben? Beydes kommt doch auf eins heraus. Das Sterben ist unangenehm — mag seyn! aber der Tod ist nichts. Er kommt, oder er ist schon vorüber, in ihm ist keine Gegenwart. Wir haben keinen Sinn für unsers Daseyns Anfang und Ende.

Nur die Anstalten sind schrecklich. Eine jammernde Gattin, weinende Kinder, klagende Bediente, erschrockene Freunde, der Arzt mit seiner bedenklichen Miene, der Prediger mit seinen unnützen Trostgründen, ein dunkles Zimmer, schwachschimmernde Lampen, Arzneygläser — das Alles macht sinnliche Eindrücke, die

den

den Muth wegschwemmen. Selig wen ein Blig
oder ein Schlagfluß plötzlich dahinkrafft! wohl
ihm! aber freylich wehe den Umstehenden! ihr
Jammer verdoppelt sich.

O ihr! die ihr einst um mein Lager stehen
werdet; wenn meine letzte Stunde kommt, ich
bitte euch, weint nicht! macht das Zimmer hell,
und öffnet die Fenster. Laßt Flöten und Klar-
netten vor meine Thür kommen, und ein sanf-
tes Lied blasen, kein Sterbelied, nein, Schil-
lers Lied an die Freude; damit man einst von
mir sagen könne: sein Tod war der schö-
ne Abend eines oft trübten Tages.
Wollt ihr den letzten, vielleicht thörigten Wunsch
eures Freundes erfüllen, so begrabt seinen
Leichnam nicht, verbrennt ihn zu Asche.

Hier noch zum Schluß eine fürchterliche
und eine lächerliche Beschreibung des Todes.

Sein Pallast, sagten die alten nordischen
Völker, ist die Angst, sein Tisch der Hun-
ger, seine Diener Erwartung und Zö-
gern; die Thürschwelle der Abgrund; sein

Bette, die Magerkeit. Sahl ist die Farbe sei-
nes Gesichts, und schauerlich sein Blick.

Dagegen schrieb Philander von Sittewald
im Jahr 1650 satyrische Gesichte, unter
andern das Todtenheer, in welchem folgende
Stelle vorkommt:

„Ich sah den alten Tod auf seinem Throne
sitzen, und um ihn her viele andere kleine Tod-
lein, als: den Tod der Liebe, des Hungers,
des Verdrusses, der Schaam, des Verlangens,
des Lachens u. s. w. Der Tod der Liebe hatte
kein Hirn in seinem Kopfe, und damit er des-
wegen nicht zu Boden fiel, so waren um ihn
her Pyramus und Thisbe, Leander und Hero;
diese waren balsamirt mit den aller süßesten
Amabissen, und wohlriechendsten Schäfer-
Idyllen.“

Der Tod hat seitdem eine Veränderung in
seinem Reiche vorgenommen; denn da es dem
guten Pyramus und dem großen Schwimmer
Leander allzufauer wurde, den hirnlosen Liebes-

tob länger zu halten, so haben Werther und Siegwart dieß Amt übernehmen müssen, die man denn auch wohl wieder zu ihrer Zeit ablösen wird.

Das Johanniswürmchen.

Es war einmal ein vernünftiger Vater, der seine Söhne vernünftig erzog. Trotz dessen bekam Einer von den Knaben einen gewaltigen Hang zur Dichtkunst. Die Familie wohnte auf dem Lande, und der Knabe sang seine Lieder der Sonne wie der Grasmücke, dem lilienweißen gnädigen Fräulein wie der braungebrannten Bauerbirne. Wenn er nun so ein Liedchen fertig hatte, so trug er es im ganzen Dorfe herum, und las es Jedermann vor, sogar dem tauben Nachtwächter.

Seine Mutter freute sich sehr, und auch der Vater lächelte zuweilen freundlich, denn der Junge hatte wirklich Kopf, und seine Lieder waren

waren recht artig. Im Dorfe galt er vollends für einen großen Poeten. Seine Muse versorgte den Küster mit Neujahrswünschen, und die hochadelichen Kinder mit Gratulationsgedichten an Geburtstagen ihrer hochadelichen Eltern.

Als er nun heranwuchs, bildete er sich ein, es sey was Rechts mit ihm, und er habe die wahre poetische Ader. Er wünschte daher sehnlich, auch außer seinem Dorfe zu leuchten, und meynte, es könne ihm nicht fehlen, daß die literarischen Sterngucker mit großem Geschrey verkünden würden: ein neues Gestirn ist am Dichterhorizont aufgegangen! Er fürchtete sich auch gar nicht vor der allgemeinen Litteraturzeitung, denn sein Vater hatte mit dem Redacteur dieser Zeitung studirt, und ihm erzählt, daß die Herren Recensenten eben so oft aus Freundschaft ein Auge zudrücken, als aus Feindschaft einen *salva venia* Mund aufstun.

Den ersten Versuch wagte er ganz im Stillen, indem er ein paar Lieder an Sonne, Mond und

und Sterne, Quellen und Wasserfälle, an Bürger sandte, um sie in den Musenalmanach einzwickeln. Mit Bittern und Zagen wartete er auf Antwort; sie kam nicht. „Bürger hat viele Geschäfte“, tröstete er sich, „oder er muß hekrathen; der Druck meiner Lieder ist die beste Antwort.“

Mit Angst und Begierde harrete er nun auf die Erscheinung des Musenalmanachs selbst. Er kam endlich. Hastig blätterte der junge Dichter das ganze Büchlein durch und wieder durch, aber keine seiner Sonnen leuchtete, keine seiner Quellen murmelte darin.

„Das ist Weid“, sprach er zu sich selbst; „Bürger will den Keim meines Ruhms erstickten, aber eine starke Pflanze schießt hervor, wenn auch eine Erdscholle darauf liegt.“ Flug beschloß er die Welt mit einem Bändchen vermischter Gedichte zu beschenken, und da kein Buchhändler es mit ihm wagen wollte, so blieb ihm nichts anders übrig, als die Kinder seines

feines Geistes auf eigene Kosten drucken zu lassen. Er fand dabei nur ein einziges kleines Hinderniß, er hatte nemlich kein Geld. Was war zu thun? er mußte sich an seinen vernünftigen Vater wenden.

In einem schönen Sommerabend saß der Alte vor der Thür und schmauchte sein Pfeifchen. Der Sohn eröffnete ihm sein Anliegen. Der Alte lachte, und sagte: Du bist nicht recht geistes.

„Aber mein Vater, Sie haben mir selbst oft gesagt, ich hätte Anlage zum Dichten?“

Der Vater. Blüten, mein Sohn, nicht alle Blüten setzen Früchte an.

Der Sohn. Aber auch Blüten sind lieblich.

Der Vater. Freylich, sie sind die Hoffnungen des Gärtners. Bleiben es aber Blüten, so kann er sie doch nicht für Früchte verkaufen.

Der Sohn. Aber das ganze Dorf läßt mir Gerechtigkeit widerfahren, die gnädigen

Stäulein singen sogar meine Lieder am Klavier.

Der Vater. Mag alles seyn. Unser Dorf ist nicht die Welt. — Sieh das Johannswürmchen da im Grase, es leuchtet lieblich, es ergötzt das Auge. Nun gib Achtung. (Er hand auf und ergriff das Johannswürmchen.) Folge mir! (Er gieng in das Zimmer, wo mehrere Lichter brannten.) Glänzt es nun noch? Ist es jetzt etwas mehr als ein schwarzes undeutendes Insekt? —

Sieh dir daraus die Lehre, mein Sohn, daß ein Johannswürmchen wohl im Grase leuchten kann; daß es an einem schönen Sommerabend im Haar eines Landmädchens lieblich glänzt; daß es aber thöricht wäre, wenn eine Hofdame auf einem Balle statt der Brillanten Johannswürmer in den Haaren trüge; und noch thörichter, wenn das kleine Ding sich selbst einbildete, es überstrahlte den Schimmer von hundert Wachskerzen.

Die Ehrlichkeit.

Man schenkte mir einmal ein großes Stück Kuchen. Ich konnte es nicht ganz aufessen, aber wollte es mir gut schmecken, so wollte ich den Ueberrest zum Besperbrod aufspaden, und legte ihn ziemlich hoch auf einen Schrank. Darauf setzte ich mich in den Lehnstuhl, um Mittagsruh zu halten. Mein Hund stand neben mir schnupperte nach dem Kuchen, sah mich an; und als er merkte, daß nichts zu hoffen sey, legte er sich nieder.

Ich schlief nicht, denn ich hatte andere Dinge im Kopfe, und er schlief auch nicht, denn seine Augen waren immer nach dem Kuchen gerichtet. Siehe da kam Nieschen, mein Hauskater, strich sich ein paarmal vertraulich am Stuhlbein, und als ich keine Notiz von ihm zu nehmen schien, sprang er auf einen Sessel, von dem Sessel auf den Tisch, und vom Tische auf den Schrank, wo der Kuchen lag. Zu gleicher Zeit hüpfte und flatterte eine zahme Elster herben,

herbey, welche eben so gültige Ansprüche als Miezchen auf den Kuchen zu haben glaubte.

Schon hatten sie sich der Beute bemächtigt. Miezchen brummte und saß. Die Elster schnaterte und pickte. Mein Hund sah starr hin und knurrte, dann sah er mich an und winselte, als wolle er sagen: steure doch dem Unfug. Ich stand auf, nahm den Kuchen weg, und legte ihn neben mich auf einen Stuhl. „Du, ehrlicher Hund,“ sprach ich, „sollst mir den Kuchen bewachen.“ Du wirst mich nicht befehlen!“ Darauf schlummerte ich ein wenig, und als ich erwachte, hatte der Hund den Kuchen aufgefressen.

So geht es! dachte ich bey mir selbst; so mancher passirt für einen ehrlichen Mann, weil er die Kräfte nicht hat ein Schurke zu seyn.

Beim

Beim Anblick eines reizend gelegen
Luftschlosses.

Ha! wäre dieses Luftschloß mein;
Und ich und Minna ganz allein
Die seligen Bewohner dieser Zimmer! —

Ja, aber lieben müßte sie mich immer,
Und verliebt müßt' ich auch immer seyn.

An Bav im Wolfspelze.

In einem Wolfspelz prangt Herr Bav.
Wie muß der Gläubige und Orthodor erschrecken!
Es sollte, nach der Schrift, das Schaaf den Wolf
bedecken,
Hier aber deckt der Wolf das Schaaf.

Der Bramine.

Ein Bramine saß vor seiner Thür, und segnete
einen europäischen Missionär, der eben von ihm

gieng, und ihn sanftmüthig verfluchte. Siehe da trat vor ihm ein Indianer aus dem Stamme der Wassers, welcher Handlung trieb, und viel Verkehr mit Fremdlingen hatte. „Ehrwürdiger Greis,“ sprach er, „ich bin hoch betrübt ob des Bösen, welches so oft in mir das Gute erzückt. Ich war ein Handelsmann schlecht und recht, habe mit Wenigem angefangen, und bin reich geworden durch Arbeit und Fleiß. Aber mit dem Reichthum ist die Sorge in mein Haus gezogen, und die schwerste ist die Sorge um mein gutes Gewissen; denn das läßt sich nicht kaufen weder an der Goldküste Drixa noch jenseit des Meeres. Drama ist mein Zeuge, und Wischenu und alle Götter, daß ich es ehrlich meyne, und gern immer gerecht und gut seyn möchte. So sage mir, Lieber, wie geht es denn zu, daß ich zuweilen in Einer Stunde gut und schlecht bin, und an einem Tage zwanzigmal gut und zwanzigmal schlecht?“

„Gestern Morgen kam ein armer Bieder-
mann meines Stammes zu mir, der mit Weib
und

und Kindern darbt, und suchte Hülfe bey mir. Ich half ihm, das machte mich froh und wohl-
gemuth. Eine Stunde nachher erhielt ich die
Nachricht von Madras, daß ein Engländer
mich um eine ansehnliche Parthey Waaren be-
trogen habe. Ich fluchte ihm, der doch auch
mein Bruder ist, und kurz darauf schlug ich
einen Knecht um eines geringen Verschens wil-
len. Gegen Abend gieng ich mit meinen Kin-
dern lustwandeln unter den Palmen. Sie
spielten und gaukelten um mich her, die Abend-
sonne sah uns freundlich an, das machte mich
wohlgemuth. Da fanden wir einen zerkump-
ten Fremdling, den nahm ich in mein Haus
und bewirthete ihn gastfrey. Wir sprachen von
diesem und jenem, und endlich auch von dem bö-
sen Engländer in Madras, der mich betrogen hat.
Da hub ich an zu schelten mit Bitterkeit und
Hohn alle Engländer, und mein Gast war
selbst ein Engländer, das wußte ich wohl. Ich
sah wie er eine Thräne verschluckte, weil er
mir nicht antworten durfte. Diese Thräne
wischte alles Gute weg, was ich ihm erzigt
hatte.

„hatte. In der Nacht quälte mich das auf meinem Lager, und heute früh beschenkte ich ihn reichlich, daß er froh und dankbar seines Weges zog.“

„Nun sage mir, ehrwürdiger Greis, dessen Schultern heiliger Kuhmist deckt, bin ich ein guter oder ein böser Mensch? Was sind das für Geister, die in meiner Brust kämpfen? Was macht mich heute empfänglich für alles Edle und Schöne, und verschließt morgen mein Herz dafür?“

Der Bramine lächelte wohlwollend und sprach: „Komm morgen wieder in der Frühstunde, daß ich dir antworte, was Brahma mir offenbaren wird.“ Der Indier gieng und konnte nicht schlafen die lange Nacht hindurch. Am andern Morgen kam er wieder, und fand den Altar vor seiner Hütte, und um ihn her eine Menge Schlüssel, flach und tief, mit klarem Wasser gefüllt. Aber auf dem Boden eines jeden Schlüssel lag Sand, Lehm und allerlei Schmutz.

„Sieh

und „Sieh diese Gefäße,“ sagte er zu dem Kommanden, „das Wasser ist hell und klar, das Bild der Sonne spiegelt sich darin. So spiegelt sich Gott in den Seelen der Menschen. Kommt aber ein Sturm, oder bewege ich das Wasser mit diesem Stöckchen, so wirbelt der Sand in die Höhe und es wird trübe. Nach einer Weile sinkt der Sand zu Boden, und die vorige Klarheit ist wieder da. So ist es mit unsern Leidenschaften. Hüte dich, einen Menschen gut oder böse zu nennen. Der ruhige Mensch ist gut, der von Leidenschaften bestürmt ist böse. Jeder trägt im Grunde seines Herzens ein unlautes Gemisch, aber es liegt fest im Grunde, so lange kein Sturm es aufrührt. Bist du Zeuge einer edlen That, so freue dich, aber wähne drum nicht, der Thäter sey in mir ein edler Mann. Siehst du etwas Böses, so betrübe dich, aber verdamme nicht, denn der es that, dem ist selbst nicht wohl dabei zu Muth, und er thut vielleicht in der nächsten Stunde wieder etwas Gutes und Schönes.“

„Selig der geleert hat, sein Schifflein im Sturm

„regieren! Gehe hin und lerne das, denn den
„Sturm kann Niemand vermeiden.“

Da hub der Indier seinen Blick gerührt
empor, und sprach: „Lerne mich das, auf daß
„meine Seele einst nicht in ein verworfenes Thier
„wandere.“

„Arbeit und Mäßigkeit,“ erwiderte der
Bramine, „geben dir Gesundheit, und in ei-
„nem gefunden Körper wohnt eine gesunde
„Seele, die rüstig und stark dem Bösen wider-
„steht. Ich kann dich nichts weiter lehren, aber
„einen guten frommen Rath will ich dir geben.
„Der Mensch hat ein Mittel in seiner Gewalt,
„den meisten Stürmen auszuweichen, die das
„Gleichgewicht seiner Seele erschüttern, und
„den Sand vom Grunde herauf wälzen könn-
„ten. Du hast so viel du bedarfst. Zieh aufs
„Land, der Landmann ist besser als der Städ-
„ter. Hier fließen die Tage in ruhiger Einför-
„migkeit vorüber, die heitere Luft giebt dir hei-
„tern Sinn, kein fremdes Interesse reibt sich
„an dem deinigen, keine Begebenheit ist wichtig
„genug,

„genug, dir die Ruhe der Seele zu rauben: du
„hast, wie die Kinder, Freude an Kleinigkeiten,
„und bist glücklich wie die Kinder.“

Und der Indier gieng hin, und that wie
der Bramine ihm gerathen hatte. Sein Leben
verfloß in sanfter Ruhe, daß Bild Gottes spie-
gelte sich in seiner Seele, wie das Bild der
Sonne im klaren Wasser.

Amor an Hymen,
als Frau von ** eine Tochter
geboren hatte.

Bist du grämlich, Bruder Fackelträger?
Weil du einen Sohn begehrt? —
Weißt du aber auch, wer sich mit Recht beschwert?
Ich, Herr Bruder, war bis jetzt der Kläger;
Denn als Julie, von dir bethört,
Deiner Fackel folgen müssen,
Hast du meiner Mutter nicht
Eine

Eine Grazie entziehen? muß ich ich gung.
 War es denn nicht deine Pflicht, die Hand,
 Ihr durch dieses Kindes Leben die Hand,
 Eine andere zu geben?

Der Unterschied und die Vereinigung der Stände.

Ich habe in der Sacristey einer alten Dorfkirche
 zwey Gemälde gesehen, welche zwar nur den
 Pinsel eines Sudelmahlers verriethen, allein
 die Idee dazu war gewiß nicht in dem Kopfe
 dieses Sudelmahlers entsprungen.

Auf einem Wagen mit vier Rädern, (ein
 Sinnbild der vier Stufen des menschlichen Al-
 ters) standen ein Ritter, ein Geistlicher und ein
 Bauer; der Lehr- Wehr- und Nährstand.
 Die gemeinschaftlichen Bedürfnisse,
 in der Gestalt von Kindern, umwarben die
 drey Stände mit eisernen Fesseln, weil
 nichts stärker an einander kettet, als das Be-
 dürf-

dürfniß. Glaube, Muth und Hoff-
 nung zogen den Wagen, der Friede schwebte
 voran, und streute aus einem Füllhorn Blu-
 men und Früchte auf den Weg. **Das andere Gemälde** ist von minder ehler
 Erfindung, aber die Idee nicht minder wahr.
 Man sieht einen Priester, aus dessen Munde
 die Worte gehen: Ich bin euer Fürst. Ein
 Soldat spricht: Ich bin euer Fürst. Ein
 Bauer die: Ich bin euer Fürst. Und ein
 Rechtsgelehrter: Ich bin euer Fürst.
 Ich verzeihe euch alle.

Billig sollten noch ein Schriftsteller dabey
 stehen, mit der Umschribe: Ich bin euer Fürst.
 Ich merkte übrigens noch an, daß jene beyden
 Gemälde in keinem Französischen Dorf-
 Kirche hängen, und folglich auch noch nicht ver-
 brannt sind. **Die**

Die Höslinge.

Es sind wirklich köllige Geschöpfe. Kein Stand noch Alter auf der Welt kann sich an so armseligen Spielereyen ergößen. Ein Haufe polschbacher Professoren, die mit hölzernen Klünken auf dem Schültern und papiernen Brennabiet müssen auf den Köpfen Soldaten spielen, wäre noch nicht so lächerlich, als diese Hofmännereyen mit ihrem königlichen Ansprüchen und Vorrechten.

So dachte ich, als ich neulich einen Historischen Bericht über England las, in welchem unter andern die Krönungszeremonien erzählt werden. Bey dieser Krönung hat ein gewisser Wardolf aus der Graffschafft Surrey das Recht für den König eine Schüssel voll Grütze selbst zu kochen, und selbst auf die Tafel zu setzen. Das letztere lasse ich gelten, wenn er aber das Kochen nicht versteht, so ist der König übel daran, wenn er die Grütze aufessen muß. Und doch wollte ich keinem königlichen

Mundloch rathen, dem Herrn Wardolf ins Handwerk zu greifen, der sich durchaus das Recht nicht nehmen läßt, die Grütze selbst zu kochen. Und welche Belohnung sollte man vermuthen, daß ihm dafür zu Theil würde? nichts geringeres als der Mitterschlag. Ja, Herr Wardolf wird für seine Kochkunst zum Mitter geschlagen.

Doch weiter. Herr Scoulton aus der Graffschafft Norfolk, ist am Krönungstage Großspieler, das heißt, er muß alle Beuten spielen, und aller Speck, der übrig bleibt, gehört ihm zu. Das ist unbillig, denn das Spielen ist mühsamer als das Grützekochen, er sollte wenigstens auch zum Mitter geschlagen werden.

Ein gewisser Herr Wirkap aus der Graffschafft Nottingham, hat das Recht, dem Könige einen Handschuh zu präsentiren, und zwar den an die rechte Hand. Eben so darf der König, wenn er etwa Lust haben sollte, an diesem Tage Honig zu essen, keinen andern Honigwab-

ben berühren, als den, welchen ein gewisser Herr Lyfson ihm überreicht.

Sein Hemd empfängt der König aus den Händen des Oberkammerheern, welchem dafür 30 Ellen Scharlach-Sammet, des Königs Best, seine Nachtkleider und alle Möbeln des Schlafzimmers gebühren.

Der Herold des Königs muß nach der Krönung in den Saal treten, und einen Jeden herausfordern, der sich zu behaupten getraut, der König sey nicht rechtmäßig erwählt. Weil sich aber niemals ein Kämpfer findet, so verdient der Herold das Pferd und den goldenen Becher, welchen er dafür erhält, leichter als der Großspicker seinen Speck.

Der Lordmayor von London gießt dem König nach der Tafel zu trinken ein, und empfängt dafür gleichfalls einen goldenen Becher, dem Oberstallmeister gebühret, Gott weiß warum, alles Silbergeschire u. s. w.

Ich

Ich mag die Könige wohl leiden, wenn sie gut sind; aber die Krone macht ja nicht den König, und die Krönungszeremonien kommen mir eben so sinnlos und lächerlich vor, als die Gewohnheit einer wilden americanischen Nation, welche ihren ermählten Anführer einen Topf voll heißer Asche über den Kopf stürzt.

Die Maus.

Eine alte Maus, welche auf einem leeren Kornboden Philosophie studierte, und einst in einer Hungersnoth viel über das Wesen der Götter nachgedacht hatte, entschloß sich endlich, die Sonne für das höchste Wesen anzuerkennen, weil sie leuchtet, erwärmt, die Blüthe hervorlockt, und die Frucht zur Reife bringt, den Gesunden erheitert, und den Kranken erquicket.

Die Sonne hörte das Gebet der Maus, und sprach säufmüthig: „Armes Thierlein, ich bin ein Geschöpf wie du. Ein Nebel, eine

R

„Wolke,

„Wolke, die sich vor mir hinwälzen, sind mächtig genug, mein Licht zu verdunkeln und der Erde meine Wärme zu entziehen.“

„Die Sonne hat Recht, dachte die Maus, ich ließ mich durch ihren Glanz verblenden. Die Wolke ist es eigentlich, welche Verhinderung heischt.“

„Ich?“ sagte die Wolke; „du irrst. Ich bin nur ein Wesen aus Dünsten gebildet, die von eurer Erde heraufsteigen. Der Wind spielt mit mir, giebt mir nach seinem Gefallen diese oder jene Gestalt, und der Sturm zerstreut mich ganz.“

„So muß ich,“ flüsterle die Maus, „den Sturmwind für das mächtigste Wesen anerkennen; weiß er den Wolken gebietet, welche die Sonne verdunkeln.“

„Nicht?“ brüllte der Sturmwind; „ja, ich herrsche über Nebel und Wolken; aber vergessens heule ich gegen diese Mauer, die meiner Macht Hohm spricht.“

Darob verwunderte sich die Maus. „Wie diese Mauer, die mir so nahe ist; diese Mauer,

Mauer, die meine Wohnung deckt; ist sie so stark und mächtig? — Wohl, sie werde über Gegenstand meiner Verehrung.“

„Ach! seufzte die Mauer; weißt du denn nicht, daß du selbst sammt deinen Brüdern seit mehr denn hundert Jahren meine Grundfeste untergraben hast? Siehst du nicht, daß ich meinem Untergange nahe bin?“

So sprach sie, und stürzte krachend zusammen. Voll Entsetzen kroch die Maus zwischen den Ruinen herum, und da sie zu kurzichtig war, die Verkettung aller erschaffenen Wesen zu ahnden, so gerieth sie nicht selten in Versuchung sich selbst oder gar nichts anzubeten.

Meide den Schein.

Eine Erzählung.

Ich könnte das Land nennen, wo diese Geschichte sich zutrug; ich könnte die Personen nennen, welche die Hauptrollen darin spielten; da

aber diese Begebenheit für jedes Land paßt, und eine Warnung für jedes Mädchen enthält, so will ich die Scene nach England verlegen, und die Helbin soll Betty heißen.

Betty war ein schönes Mädchen von fünfzehn Jahren, der Eltern Liebling, die Zierde ihrer Gespielinnen, zuweilen der Gegenstand ihres Neides. Sie blühte wie eine Rosenknospe, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht weiß, wie schön sie ist, Betty aber wußte es. Wer den Schönen diese Bewußtseyn nehmen könnte, würde ihnen unendlich mehr geben als nehmen. Der Vater, ein braver Geschäftsmann, hatte wenig Zeit für ihre Bildung zu sorgen. Die Mutter, eine verständige Frau, und eine Frau von Welt, sah in Betty mit Wohlgefallen den Glanz ihrer eigenen Jugend, und hieß oft durch ihre Blicke gut, was ihre Lippen tadelten. Der Ton im Hause war der Ton der großen Welt, der Aufwand nicht klein, und die Tugend der Gastfreuchtigkeit wurde oft zu weit geübt. Hundert Menschen hatten Geschäfte mit

mit dem Vater, und wer keines hatte, machte sich Eines, um die schöne Tochter zu sehn. Wer sie sah, der unterhielt sie, so gut er konnte, mit Faden oder Geistreichen Schmeicheleyen. Sie lachte über jene und freute sich über diese. Das Gefühl ihres eigenen Werths ersticke zwar nie das bessere Gefühl der Tugend; aber es stöste ihr Geringschätzung ein gegen das Urtheil der Welt; jeder gute Rath schien ihr überflüssig, und jede Warnung Neid.

Der Vater starb, und hinterließ nichts. Es geht den Geschäftsleuten oft wie den Gewässern im Frühjahre, sie laufen von allen Bergen und Hügeln zusammen, und verlaufen sich wieder, man weiß nicht wohin. Indessen erhielt die Wittve eine hinreichende Pension, um einzugehen, aber mit Anstand, fort zu leben. Die Eingezogenheit war nicht Betty's Sache, auch kann eine schöne Blume nur in hohen Steppen unbemerkt blühen, Betty aber wohnte in London. Der Vater war todt, und die Geschäfte des Vaters schienen noch zu leben, denn das

Haus blieb nach wie vor ein Sammelplatz junger Leute von Kopf und Herz; die Luft hatten beydes zu verlernen. Außer dem Hause war Betty der Gegenstand mancher Toasts; ihre Bild lächelte dem Jüngling in Träumen, er schlummerte auf Blumen der Liebe, indessen manches Mädchen sich schlaflos auf Dornen der Eifersucht wälzte.

Der Gärtnerin gefiel es wohl, daß Jung und Alt von Ost und West herbey zog, um ihre fettene Aoe blühen zu sehen. Sie verwahrte sie nicht vor dem Mehlthau der Schmeicheln, noch vor den Wespensichen der Verleumdung, und wenn gleich kein Wurm an der Wurzel fraß, so schmauste doch manche Raupe an den Blättern. Freylich war die Mutter von jeher eine unbesoltene Frau, freylich war ihr Haus eine Schule der guten Sitten, und ihre Tochter hüpfte trotz aller Lebhaftigkeit nie über die Grenzlinie des Wohlstands hinaus. Aber starb nicht so mancher gute Ruf eines schuldlosen Mädchens durch das böse Gift der Männer Eitelkeit?

Leitet die überhaupt weit mehr Schaden stiftet als die Eitelkeit der Weiber. Diese setzt der Jüngling in jedem Mädchen voraus, und hütet sich dafür; jene setzt das Mädchen in keinem Jüngling voraus, weil sie seine Liebe immer nur ihren Reizen zu verdanken glaubt, und ist minder auf ihrer Hut.

Da trifft denn ein Bekannter den andern auf der Straße, oder auf dem Kaffeehause, und fragt: Bist du bey Betty gewesen? — O ja, heute noch. — Nächst du Fortschritte? — So so, du kennst sie, sie spielt die Spröde, aber ich bin zufrieden. — Bey diesen Worten blickt er auf eine verweckte Blume, die er im Knopfloch oder auf dem Ärmel trägt. Er fragt: Ist die Blume von ihr? — O lächelt und antwortet nicht, und lenkt auf eine gezwungene Art das Gespräch auf das Wetter. Die Blume mag wirklich von ihr seyn, sie hat sie fallen lassen oder weggeworfen, und I hat sie aufgehoben, um das ganze Alphabeth seiner Freunde damit zu täuschen. — Merkt es euch, ihr guten

Mädchen! Dergleichen unbedeutend scheinende Prahlereyen erlaubt man sich täglich auf eure Kosten. Doch ist der, der geradezu von nie gemessenen Günstbezeugungen schwast, euch mehr gefährlich, als der, der nur mit halben Worten prahlt, und die andere Hälfte errathen läßt.

Betty's Heiterkeit ward nie durch solche Großmutter-Betrachtungen getrübt. Sie tröste auf ihre Unschuld, und vergaß, daß die Göttin der Unschuld sich in keine Wolke hüllen darf, wenn sie Verehrung von den Sterblichen begehret. Die Natur ersetzt bey der Jugend die mangelnde Negide der Erfahrung durch die unsichere Waffe des Vertrauens auf sich selbst. Betty sah die Zukunft im rosenfarbigen Lichte: ein reicher, vornehmer Gatte, durch die Reize ihres Körpers und die Anmuth ihres Geistes herbey gelockt, war wachend und träumend das Bild ihrer lachenden Phantasie.

Ein junger Baronet, Carl Digby, machte ihr seit einigen Monaten sehr beharrlich den Hof.

Hof. Der Tod hatte vor kurzem seine ganze Familie in aufsteigender Linie weggemäht; jeder Senseshieb legte eine Erbschaft zu seinen Füßen, und jede Erbschaft verschlimmerte sein ohnehin verdorrenes Herz. Aber der Liebhaber kehrt immer die besten Seiten heraus. Mutter und Tochter sahen ihn gern, und härten mit Ungebuld auf eine nähere Erklärung. Sie geschah endlich, aber — welch ein Donnerschlag! — er sprach nur als Wollüstling, den sein Reichthum kühn macht, ein Dubeinstück in Vorschlag zu bringen.

Man kann leicht denken, daß Betty's Verachtung und der edle Born ihrer Mutter, die ganze Antwort waren, denen man ihn würdigte. Der Böfewicht stammelte einige Worte vom Uebermaaß der Leidenschaft, die ihn hingereissen, entfernte sich beschämt und gab sein Vorhaben nicht auf. Einige Wochen nachher schrieb er einen Brief an Betty, in welchem er Schmeicheleyen und glänzende Anerbietungen verschwendete, um seinen Zweck zu erreichen. Der Brief

hatte natürlich kein besseres Schicksal als seine mündlichen Frechheiten; Betty's Ehr' war von nun an für ihn verschlossen als er sich nicht mehr an sie anmuthete. Sie konnte es doch nicht lassen diesen Triumph ihrer Tugend; allen ihren Bekannten mitzutheilen. Sie zeigte sogar den Brief des Barons; und meynete durch ihr Betragen den jungen Schwindelköpfen Ehrfurcht einzufößen. Ach! sie bedachte nicht, daß der Reid ganz andere Auslegungen macht. Wenn man dergleichen zuzumuthen wagt, hieß es, der muß doch wohl Anlaß dazu gegeben haben. Strenge Väter verboten ihren Söhnen den Umgang mit Betty, und strenge Mütter stellten sie ihren Töchtern zum warnenden Beispiel dar.

Eines Tages war Betty im Schauspielhause. William Bently, der Sohn eines reichen Kaufmanns, erblickte sie, und die Schönheit behauptete ihre Rechte. William empfand, daß die Wechsel, welche die Schönheit zieht, alle a viso zahlbar sind, indessen Verdienst und Tugend

gend froh seyn müssen, wenn sie nach mancher langen Frist befriedigt werden. Hastig fragte er seinen Nachbar: Wer ist das schöne Mädchen in jener Loge? — Der Nachbar nannte sie ihm Einmal, und er vergaß den Namen nie wieder.

Zwar war der Nachbar zugleich so dienstfertig, ihm Betty als eine gefährliche Kokette zu schildern, die ihre Liebhaber zum Spiel ihrer Lännen mache; aber ein Blick hinauf in die Loge, und ein Blick herab, vernichteten die Kraft jener Warnung, seine Augen waren ganz offen und seine Ohren nur halb. Mit dem Pfeiß im Herzen verließ er das Schauspiel, die Wunde blutete sanft, und der Schlaf heilte sie nicht.

Es ward ihm leicht, Zutritt in Betty's Hause zu erhalten. Er sah seine Geliebte oft und nie genug, sie sah ihn gern und immer lieber. Seine reinen Sitten gewannen das Herz der Mutter; seine gefällige Sanftmuth eroberte das Herz der Tochter. Wie viel auch seine schöne

edle Gestalt dazu beytrug, lassen wir unentschieden. Genug, die beyden jungen Leute konnten bald nicht mehr ohne einander leben, und William entdeckte der Mutter seine Wünsche.

Noch war es Betty nie eingefallen, daß ihr Geliebter auch einen Vater hatte, aber der Mutter fiel es gleich ein. Sie nahm die Bewerbung des Jünglings freundlich auf, entdeckte ihm mit edler Freymüthigkeit ihre geringen Glücksumstände, und wie sie nicht im Stande sey, zu Schönheit und Tugend, mit welcher Natur und Erziehung ihre Tochter ausgesteuert, etwas hinzuzufügen, rieth ihm daher, um die väterliche Einwilligung zu bitten, und dann, ein willkommener Schwiegersohn, zurückzukehren.

William kannte seinen Vater, er hatte strenge Grundsätze, war überdieß geizig, und die Liebe in seinen Augen ein Kapital, das sich nur mit Hunger und Thränen verinteressirt. In dessen wagte der liebende Jüngling einen Versuch, der übel ablief. Zwar war Betty's zweydeutiger Ruf dem Alten unbekannt geblieben, aber

aber die mangelnde Aussteuer war ihm ein hinlänglichher Grund, seine Einwilligung mit der bittersten Heftigkeit zu versagen. Vergebens umfaßte William seine Knie, vergebens fielen seine Thränen auf den eisernen Geldkasten im Winkel des Zimmers. Der harteherzige Vater schloß mit den Worten:

„Mir aus den Augen ungerathener Bube! Kauf deiner Schönen nach, liebe sie, vergöttere sie, heirathe sie, haße sie, es gilt mir Alles gleich. Bon mir keinen Groschen, so lang ich lebe, und keinen Heller, wenn ich sterbe. — Aber was thut das? du nimmst ein Weib, so schön, so zärtlich, so schmachtend, es hungert dich so allerliebste mit ihr, es durstet sich so artig an ihrer Seite, man kann im Winter näckend herumlaufen, ohne zu frieren — du Romanenheld!“

„Mein Vater! wären Sie an meiner Stelle, wach Sie würden so vielen Reizen nicht widerstehen.“

„Ganz gewiß!“

„Ganz gewiß nicht.“

„Nun

„Nun so wäre ich ein Narr wie du, und man würde mich auslachen, so wie ich dich auslache.“

„Nur noch ein Wort: — „Gut, ich erlaube dir das einzige Wort: „Nüchtere.““

„Aber Schönheit, Tugend, Verstand —
„Laß sehn! — Schönheit — ist nur eine Leibrente, wenn die Schönheit stirbt, so hört die Zahlung auf, und sie stirbt immer. Tugend — ist freylich wohl ein Kapital, aber die Zinsen werden dazu geschlagen, und dort erst ausgezahlt. Weisheit — bey hat sie nicht, sonst hätte sie dich unbärtigen Knaben zum Henker gesagt.“ Mit diesen Worten drehte er dem armen Jüngling den Rücken zu, und ließ ihn in stummer Verzweiflung stehn.

Als Betty's Mutter hörte, was vorgefallen war, sprach sie: „Kinder, ihr müßt euch trennen.“

„Nimmermehr!“ riefen beyde. „Mur der Tod kann uns trennen.“

„Gehor-

„Gehorchen Sie Ihrem Vater,“ sagte die Mutter, „Sie verdanken ihm das Leben.“

„Aber der Liebe mein Glück,“ versetzte William, und schloß Betty in seine Arme. Es war vergebens hier Vernunft predigen zu wollen. Die Liebe ist wie die Wasserscheue, das einzige Mittel, der Geneigung kann sie nicht herunter schlucken. Die gute Mutter war froh, den beyden Liebenden nur endlich das Versprechen abzubetteln, daß sie sich seltener sehn, und geduldig einen günstign Zeitpunkt abwarten wollten.

Selten sehn! geduldig warten!
Welche Zumuthungen an Liebende! Sonst kam William nur des Nachmittags, nun fieng er an auch Morgenbesuche zu geben, weil er wußte, daß die Mutter sehr lange zu schlafen pflegte, Betty hingegen die Frühstunden am Klaviere zubrachte. Als er das Erstmal schüchtern hereintrat, schalkt ihn Betty, und wollte ihn gleich wieder fort schicken. Aber er fand ihr Negligee so reizend, der Schlaf hatte die Farbe der Morgenröthe auf ihren Wangen zurückgelassen; Liebe

und

und Verlangen glühten so schön in seinen Augen — gehn Sie! sagte sie, und hielt ihn fest bey der Hand.

Zwar erzählte sie der Mutter beym Frühstück: William ist hier gewesen; und die Mutter ließ es das Erstmal so hingehen, weil Betty meynete, vermuthlich habe ihn ein Geschäft ihre Wohnung vorbeigeführt. Ich sage, sie vermuthete, denn gefragt hatte sie ihn nicht darum. Auch das Zweite- und Drittemal wurde sein Morgenbesuch treulich berichtet. Da runzelte

das gute Weib die Stirn, würgte das Haupt, warnte herzlich, und erließ einen bittenden Befehl an ihre Tochter, diese Besuche ein- für allemal zu verbieten. „Du kennst die Nachbarn, sagte sie, „sie lauren an den Fenstern hinter den Vorhängen, und verzehren hernach deinen guten Namen statt des Zwiebacks beym Thee.“

Als Betty merkte, daß die Morgenzusammenkünfte ihrer Mutter nicht recht waren, so wollte sie ihr alle Unlust ersparen, und sagte ihr das Viertemal gar nichts mehr. Zwar müssen

wir

wir zu ihrer Entschuldigun'g bekennen, daß ihre das weiße Verbot, nicht mehr so früh zu erscheinen, verschiednenmal auf der Zunge schwebte; nur wollte die Zunge dem Herzen nicht gehorchen, dafür konnte das arme Mädchen nicht. Man bedenke vollends, wie oft William den Mund mit Klüssen verstopfte, so daß die Zunge ihres Dienles ganz vergaß. Kurz, er kam einige Wochen und einige Monate lang täglich, fand Betty jedesmal in leichter Morgentracht, wühlte in ihrem Haar, ruhte an ihrem lockeren verhällten Busen, schwelgte auf ihren Rosenslippen, und brachte es endlich dahin, daß ihre Wünsche mit seinen Begierden zusammenfloßen; daß sie einen Vorschlag, den sie anfangs mit Abscheu, nach und nach mit Geduld, und endlich mit Wohlgefallen anhörte, den Vorschlag, sich heimlich mit ihm zu vermählen, im Rausch der Liebe billigte. Eines Morgens verließ sie, ihrer Sinne halb unbewußt, an Williams Arm die mütterliche Wohnung, und kehrte nach einer Stunde als Madam Bentley zurück.

E

Die

Die gute Mutter erschrock heftig und weinte bitterlich. Zwar verzich sie ihren Kindern, die ihre Knie umfaßten, und Thränen der Reue heuchelten; sie verzich, weil geschehene Dinge nun einmal nicht zu ändern sind; aber heimlicher Gram nagte an ihrem Herzen, sie machte sich selbst Vorwürfe über ihre Nachsicht, die Wiber einer trüben Zukunft quälten sie, raubten ihr Schlaf und Ruhe, ein langames Fieber schlich in ihren Adern, eine kleine Verkältung kam dazu, sie legte sich nieder und starb.

Betty fühlte die Größe ihres Verlusts, und beweinte ihn herzlich. Nur die innige Liebe ihres Gatten war täglich neu, und wurde durch den Besitz täglich stärker, wie das bey jeder wahren Liebe immer geschieht. Selbst dann, als der Mangel sein bleyernes Gefieder über die einsame Wohnung der Liebenden ausbreitete, (denn mit dem Tode der Mutter hatte auch ihre Pension aufgehört) stahl sich dennoch mit jedem Sonnenstrahl die Gnügbarkeit hinein zu ihrer Schwester der Liebe. Betty, vormals gewohnt, an

schwel.

schwelgenden Tafeln nur Liebesspeisen zu wählen, konnte jetzt bey einem Mahl von Erdäpfeln ihrem Gatten gegenüber ein frohes Liedchen singen. Die eitle Betty, vormals nur in Selbe und Flor gekleidet, wusch jetzt oft mit eigener Hand das einfache weiße Gewand, das ihre Graziengestalt umfloß; und wenn sie gewahr wurde, daß William ihr mitleidig zusah, daß sein Blick sich trübte; so schäfferte sie, und besprügte ihn schalkhaft mit Wasser.

Es ist wahrlich leicht für den Geliebten entbehren, aber es ist wahrlich schwer, die Geliebte entbehren sehn. Je pudender und gnügbarer Betty den Mangel ertug, je mehr schnitt es William durchs Herz. Er beschloß noch einen Versuch zu wagen, seinen Vater zu besänftigen, und, glücke ihm der nicht, durch eignen Fleiß, durch die möglichste Anstrengung, seinem guten Weibe etwas mehr als die kahle Nothdurft zu verschaffen. Ein Brief, aus dem Herzen geschrieben, in kindlichen Thränen gebadet, entdeckte dem alten Bentley das Geheimniß der Ver-

S 2

mählung

mählung seines Sohnes. Er schäumte; er wüthete, gab dem Ungehorsamen seinen Fluch, und verbot ihm niemals wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Auch diese letzte Hoffnung war zertrümmert. Nur ein alter Oheim, der mehr Herz, aber weit weniger Vermögen besaß, als sein Bruder, erbarmte sich des unglücklichen jungen Paares, und theilte mit seinem Nessen, was er hatte. Das setzte William in den Stand, einen kleinen Handel anzufangen, wobey Betty die Stelle eines Comptoirbedienten vertrat, und sich, statt Romane zu lesen, fleißig im Kaufmannsstyl übte. In kurzem hatte William es so weit gebracht, daß er eine Reise nach der Levante unternehmen konnte, von welcher er sich große Vortheile versprach.

Er mietete seiner Frau eine kleine aber anständige Wohnung bey einer alten ehelichen Bürgerwirthin, ließ ihr so viel Geld, als sie brauchte, und er entbehren konnte, und riß sich mit heißen Thränen der Liebe aus ihren Armen.

So lange Betty an der Seite ihres Gatten arm und glücklich lebte, hatte sie die saden Zerstreuungen der großen Welt nie vermist. Aber nun war sie ganz allein, sie wusch und kochte nicht mehr für den Geliebten, sie copirte seine Briefe nicht mehr; sie hatte Langeweile. Der alte Hang zu rauschenden Vergnügungen erwachte, und der Reichtum ersüßte die Betrachtung, daß es unschicklich sey, ohne ihren Mann in der großen Welt zu erscheinen. „Liebe ich nicht meinen Gatten? sprach sie zu sich selbst; „schwebt sein Bild mir nicht immer vor Augen? „träge ich nicht das Gefühl meiner Tugend im Herzen? was kümmert mich das Zischen des Meides und die Stachelzungen der Verleumdung!“

So spottete Betty, im Vertrauen auf ihr gutes Gewissen, der goldenen Regel: Meide den Schein. Sie flog vom Schauspiel auf den Ball, von Daurhall nach Ranelagh, tanzte, schwast, ließ sich logniren, hörte Schmeicheleyen an, lachte zwar darüber; aber hörte sie doch; kam oft erst gegen Morgen nach Hause, bald

glühend roth vom Tanz, bald blaß und bleich vom nächtlichen Schwärmen.

Die Straße war von lauter Krämern und Handwerfern bewohnt, eheliche, arbeitsame Leute, die früh aufstanden und früh zu Bett giengen, und meynten, wer die Nacht zum Tage umschaffe, der habe Lust Böses zu thun, denn das Böse geschehe gemeiniglich in der Nacht. Oft schüttelte der Gewürzkrämer sein Haupt, der schon sein Morgenpfeisichen an der Thür rauchte, wenn Betty vom Ball zurückkehrte. Oft ließ der Kupferschmidt gegenüber den Haamer sinken, und sprach zu der fleißigen Hausfrau, die ihm sein warmes Bier brachte: „Sieh, Mary, die „Mistriß hat schon wieder die Nacht durch geschwärmt.“ Dann faltete Mary ihre Hände, stieß einen frommen Seufzer aus, bedauerte den armen Sie Bentley, und während ihr Mann das warme Bier ausschlopfte, hammerte sie mit ihrer Zunge kräftiger auf Betty's gutem Namen herum, als jener auf seinen kupfernen Kesseln.

Die eheliche Bürgerwitwe, Betty's Hauswirthin, war natürlich keine der letzten, welche diese zweydeutige Lebensart anstößig fand. Sie hielt sich in ihrem Gewissen verbunden, die Mistriß zu warnen, der sie mit wahrer Nächstenliebe zugethan war. Eines Morgens legte sie ihre Sonntagshaube auf, und band eine reine Schürze vor, und stieg hinauf zu Betty, bey der es kaum Tag geworden war.

„Guten Morgen, meine liebe Madam, „nehmen Sie nicht übel, daß ich so unangemeldet hereintrete. Ich habe ein Anliegen, das „Sie betrifft, und will es kurz machen. Sie „sind eine brave ehrbare Frau, das weiß ich, „und Sie lieben Ihren Gemahl, das weiß ich „auch, denn ich habe wohl gesehen, wie Sie „Abschied von einander nahmen, daß es einen „Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Und „deshalb betrübt es mich, daß ich hören muß, wie „die Leute tratschen, und Ihnen allerley Unge- „bühr nachsagen, daß nicht über meine Zunge „kommen soll. Es sind unverständige Menschen,

„die keine Vernunft annehmen. Seht ihr denn nicht, sage ich oft, daß es eine junge schöne Dame ist, die doch auch die Welt genießen will; wir sind ja alle jung gewesen. Und was ihre Tugend betrifft, die ist blank und rein, wie eine Guinee, die eben aus der Münze kommt. Aber das ist Alles in den Wind gepreget. Die bösen Menschen urtheilen nach dem Schein, liebe Madam: sie sagen, eine ehrebare Frau halte sich fein zu Hause, wenn der Mann übers Meer gereist ist, weil der Mann den guten Ruf seiner Frau fast eben so lieb habe, als ihre Tugend selbst. Drum komme ich Sie zu bitten, liebe Herzensmadam, schicken Sie sich in die Zeit, geben sie den Lästermäulern keinen Stoff zu ärgerlichen Mauerereyen, und wenn Sie Langeweile haben, kommen Sie herunter zu mir, oder ich will heraufkommen zu Ihnen, ich habe schöne Bücher, geistlichen und weltlichen Inhalts, da soll uns die Zeit nicht lang werden, und wir wollen gesund dabey bleiben an Leib und Seele.“

So sprach das eheliche Weib mit der herzlichsten Gutmüthigkeit. Man glaube ja nicht, sie sey wirklich von Betty's Unschuld so fest überzeugt gewesen, als sie zu seyn vorgab; keinesweges, sondern sie hegte im Stillen manchen Verdacht, und mancher Zweifel stieg in ihr auf. Aber ihr unverdorbenes Gefühl lehrte sie mit einer Delicatesse reden, welche verdient hätte, von Betty empfunden, dankbar empfunden zu werden.

Aber Betty hatte schlecht geschlafen, war äbler Laune, das Bewußtseyn ihrer Tugend machte sie stolz, sie war nicht gewohnt dergleichen Ermahnungen zu hören, selbst ihre Mutter war sehr sparsam damit gewesen, und nun sollte eine gemeine einfältige Bürgerfrau sich dergleichen herausnehmen dürfen? Was Wunder, daß ihre Eitelkeit sich empörte, und sie der ehrlichen Wirthin mit einer Mischung von Spott, Hohn und Stolz für ihre gutgemeinte Warnung dankte, mit der angehängten Bitte, sie nie wieder damit zu behelligen, da sie schon von selbst wissen werde, wie sie ihre Aufführung einzurichten habe.

habe. Die gute Frau seufzte und entfernte sich schweigend, mit dem Entschlus, William unter irgend einem Vorwande das Quartier aufzusagen, sobald er zurückgekehrt seyn werde.

Er kam endlich, nach Verlauf von zehn Monaten. Seine Reise war glücklich gewesen. Eine erlaubte Gewinnsucht hatte ihn nach der Levante geführt, auf den Flügeln der Liebe eilte er zurück. Er fand seine Betty treu, gut, schön und liebevoll wieder, und die ersten Tage nach seiner Ankunft verstrichen in seligem Entzücken.

Als er aber eines Morgens in Geschäften ausgehen wollte, vertrat ihm die Wirthin den Weg, und bat ihn mit einiger Verlegenheit, sich nach einer andern Wohnung umzusehen. William erstaunte, er hatte immer ordentlich vorausbezahlt, und konnte nicht begreifen, warum sie ihn nicht länger in ihrem Hause dulden wolle. Die gute Frau wollte ihn nicht beunruhigen, sie schlugte allerley Kleinigkeiten vor, aber, der Verstellung ungewohnt, benahm sie sich dabey so links und verlegen, daß William hindurchblickte, und

und deutlich sah, es müsse etwas anders dahinter stecken. Er dräng mit Wärme in sie, ihm die wahre Ursach zu entdecken, und sie rückte endlich mit dem Bekenntniß heraus: sie sey schon zu Lebzeiten ihres Mannes, und noch mehr nach dem Tode desselben, so sehr an Ordnung und Ruhe gewöhnt, daß es ihr schwer falle, Miethsleute zu herbergen, welche die Nacht zum Tage machten, und selten früher als gegen Morgen nach Hause kämen.

Blas und eingewurzelt stand William bey der Erzählung von der Lebensart seiner Frau. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, sein Herz klopfte, seine Muskeln bewegten sich krampfhaft, und eine Thräne trat in sein Auge. Er stürzte schnell zur Thür hinaus, um der Wirthin seine heftige Gemüthsbewegung zu verbergen. Auf der Straße machte er sich durch ein Selbstgespräch Luft. „Wie!“ rief er, „während ich mein Leben wagte, um ihr ein bequemeres Auskommen zu verschaffen, spielte sie mit ihrer Gesundheit und meiner Ehre, die beide mir gleich theuer sind!“

Tief verwundet kam er in seine Wohnung zurück, Betty's liebevolle Unbefangenheit, ihr offener Blick, den nur das gute Gewissen geben konnte, heiterte zwar seine Stirn auf, aber der Stachel blieb im Herzen, und er trug ihn inmer mit sich herum. Betty war zu froh und leichtsinnig, um eine Veränderung an ihrem Gatten zu bemerken, und er zu delicat, ihr Vorwürfe zu machen, oder Erkundigungen einzuziehen, welche einen kränkenden Argwohn ver-rathen haben würden.

Einige Zeit nachher machten seine Geschäfte, die immer wichtiger und ansehnlicher wurden, ihm eine zweyte Reise nothwendig. Der Gedanke, sein schönes junges Weib abermals im Strudel der großen Welt zurückzulassen, riß die kaum verharteten Wunden seines Herzens von neuem auf; und ob es ihm gleich unmöglich fiel, seiner Gattin zu entdecken, was ihn quälte, so konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, der ehelichen Bürgerwitwe eine Art von Aufsicht zu übertragen. Sie lehnte dieses verhasste Geschäft lange von sich ab; als aber William

sie um seiner Ehre und Ruhe willen beschwor, ihm diesen Liebedienst nicht zu versagen, so versprach sie endlich über Betty zu wachen, als über ihre eigene Tochter. *And in* Mit Thränen, die nicht bloß über Abschied so heiß hervorlockte, umarmte William seine geliebte Betty. In dieser Stunde wechselseitiger Herzenergießung entschlüpfte ihm auch noch auf die schonendste Weise, manche Warnung und Bitte. „Lebe eingezogen, liebe Betty, sagte er zu ihr, nicht um deiner Tugend willen, die in meinem Herzen über jeden Veracht erhaben ist; aber du weißt, wie schwach unsre Hoffnung ist, meinen Vater auszuföhnen; du weißt, wie sehr über jeden unsrer Schritte wacht; gib ihm keine Waffen gegen dich in die Hände; leih ihm keine Maske, in die er seine Härte verhüllen könnte.“ *And in* Diese seine letzten Worte, welchen mit der liebevollsten Schonung ausgesprochen wurden, machten einen tiefen Eindruck auf Betty. Sie beschloß, nach Williams Abreise ganz still und eingezogen zu leben, und sie hielt Wort. In *And in*

wenig Wochen machte ihr die süßeste Hoffnung jedes kleine Opfer noch leichter, denn sie fühlte sich zum Erstenmale schwanger. Nun verließ sie das Haus nie anders, als wenn die Sorge für die Frucht, welche in ihrem mütterlichen Schooße reifte, sie zu einem Spaziergange lockte. Die heitere Morgensonne fand sie täglich in St. James Park. War aber das Wetter neblig, so blieb sie einsam in ihrem Zimmer, harpte mit Verlangen auf Williams Zurückkunft, und mit unaussprechlicher Sehnsucht auf den Augenblick, der sie die Mutterfreuden kennen lehren sollte.

Am einem ihrer Morgenspaziergänge wurde sie so plötzlich von einem Regenguß überfallen, daß sie sich beynahe außer Athem tief, um einen Miethkutscher zu erreichen. Eine junge Dame, die eben in den Wagen steigen wollte, sah ihre Verlegenheit, winkte ihr freundlich, und erbot sich sie nach Hause zu bringen. Die Dame war einfach und anständig gekleidet, das Neußere des Wagens verrieth eine Person aus dem Mittelstande, und das Neußere dieser Person selbst war sanft und einnehmend. Betty nahm ihre

Höflich-

Höflichkeit mit Dank an, sprang in den Wagen, und bezeichnete der fremdem Dame ihre Wohnung.

Während sie fuhren erkundigte sich die Fremde mit Bescheidenheit nach dem Namen und Stande ihres Gastes, und als sie hörte, Betty sey eine Strohwitwe, erzählte sie, sie sey in dem nämlichen Falle, ihr Mann habe eine Reise nach Frankreich gemacht, um Schulden einzutreiben. Doch hoffe sie nächstens auf Briefe welche ihr die Erlaubniß bringen würden, ihm nachzureisen, um dann in seiner Gesellschaft das Nacher Bad zu besuchen.

Unter solchen Gesprächen kamen sie vor Betty's Wohnung. Der Wagen hielt, Betty stieg aus, dankte freundlich, und empfing von der Fremden ein Karte mit ihrer Adresse. Miss Miss Reynolds, Grosvenorsquare, war darauf geschrieben.

Als Betty die Treppe hinauf stieg, bemerkte sie, daß ihre Wirthin, welche bey ihrer Ankunft vor der Hausthür gestanden hatte, murrend in das Zimmer gieng, und die Thür heftig

tig

lig hinter sich zuschlug; aber sie achtete nicht weiter darauf. Am andern Tage hielt sie es für ihre Schuldigkeit, bey Missis Reynolds einen Besuch abzustatten. Sie ward in einer kleinen niedlichen Wohnung freundlich und anständig empfangen; man prüdelte, man trank Thee, und die beiden Damen stellten sich nächst an das offene Fenster, und musterten mit muthwilliger Laune die Vorübergehenden.

Eben als sie über die prächtige Figur eines krümmelbeinigen Tanzmeisters lachten und schäkerten, gieng auch ein alter Mann vorbey, in einem braunen Oberrock und runden Perücke. Er sah hinauf, stuzte, blieb einen Augenblick stehen, und seine Miene verrieth ein unwilliges Estauern. Dieß Estauern gieng plötzlich in höhnmächtige Verachtung über, er spuckte aus und setzte seinen Weg fort. Betty hätte das seltsame Betragen des Alten wohl bemerkt; sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte, und meynte, er müsse wohl eine Ursache haben, sich über Missis Reynolds zu beklagen.

Eine Stunde nachher empfahl sie sich ihrer neuen Freundin, und erhielt das Versprechen eines baldigen Gegenbesuchs. Die junge Dame hielt Wort. Wenige Tage waren verfloßen, als sie Betty in ihrer Wohnung heimsuchte, ihr aber auch zugleich die Nachricht mittheilte, sie habe die längst erwünschten Briefe ihres Mannes erhalten, mache sich fertig zur Abreise, und komme ihr Lebewohl zu sagen.

Wirklich hörte Betty nachher nichts weiter von ihr, und war nun wieder ganz allein mit ihren Hoffnungen und Wünschen, deren Erfüllung täglich näher rückte.

Neun volle Monate waren nunmehr seit Williams Abreise verstrichen, Betty trug schwer an ihrer süßen Bürde, doch noch immer zeigten sich keine Vorboten einer baldigen Entbindung. Die Wirthin, eine erfahrene Frau, die aber Büffons Natur geschichtedes Menschen nicht gelesen hatte, fieng an den Kopf zu schütteln. Auch sogar der zehnte Monat verfloß, und noch immer schrie kein Säugling in den Mauern ihres obern Stockwerkes. Das bestremdete freylich auch Betty,

die aus dem Ehestandskatechismus nur vom Hörensagen wußte, eine Frau sey neun Monate schwanger. Da sie sich aber übrigen wohl befand, und das Leben ihres Kindes deutlich spürte, so würde sie gänzlich ruhig dabey gewesen seyn, wäre ihr nicht der Gedanke aufs Herz gefallen, William könne wohl gar seine Vaterschaft für zweydeutig halten. Indessen tröstete sie auch hier, wie gewöhnlich, ihr glücklicher Leichtsin, verbunden mit einem reinen schuldlosen Gewissen.

Am Anfang des eifften Monats ward sie endlich von einem gesunden starken Mädchen entbunden. Mutter und Kind befanden sich sehr wohl, die Freude war Betty's Arznei, sie säugte ihre Tochter selbst, und blühte schon vier Wochen nach ihrer Niederkunft wieder wie eine entfaltete Rose. Täglich erwartete sie nun die Rückkehr ihres geliebten Williams, und mahlte sich wachend und träumend die entzückende Ueberraschung des Gatten, dem sein Vaterglück noch unbekannt war. Das Einzige, was sie zuweilen beunruhigte, war die eiskalte Miene der Wit-

thin, und einige hingeworfene Sylben, die späte Geburt des Kindes betreffend. Sie nahm sich vor, Williams Fragen über diesen Punct auszuweichen, und das wahre Alter des Kindes lieber zu verheimlichen, wenn er nicht ausdrücklich darauf bestehen sollte, es zu erfahren.

Der mit heißem Verlangen der Liebe erwartete Tag erschien endlich. William kehrte zurück, und argwohnlos, wie edle Seelen gemeinlich zu seyn pflegen, drückte er seine Gattin feurig an die Brust, weinte Freudenthränen auf die Wiege seines Kindes. Es fiel ihm nicht einmal ein, nach dem Zeitpunkt der Geburt zu fragen, und noch weniger hatte er Lust, sich vor der strengen Wächterin, welcher er die Obhut über Betty aufgetragen, in seiner Freude stören zu lassen.

Die nie gestülte Bärtlichkeit, welche der Anblick des Kindes ihm einflößte, erweckte in ihm die süße Hoffnung, sich durch dieß unschuldige Geschöpf mit seinem Vater auszusöhnen. Da er vollends hörte, daß dieser gefährlich krank sey, so glaubte er keinen Augenblick versäumen

zu müssen; er theilte Betty seinen Plan mit, die ihn, von frommen Wünschen begleitet, aus ihren Armen entließ.

Voll von seinem Vorhaben, und der Art und Weise, wie er es auszuführen hoffte, stieg er die Treppe hinab. Die Wirthin stand an der Hausthür, er sah sie kaum, grüßte sie flüchtig und wollte vorbey gehen. Aber sie zupfte ihn am Rocke, und winkte ihm mit einer geheimnißvollen Mine ihr in das Zimmer zu folgen. William that es mit einiger Ungebuld, und hat sie, sich kurz zu fassen.

„Kurz? mein lieber Sir?“ hub sie an; „nun ja doch, kurz, wenn sie wollen. Sie haben mir die Sorge für die Ausführung ihrer Frau übertragen, ich habe es Ihnen heilig zugesagt, und halte mich in meinem Gewissen verbunden, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Sie werden betrogen, schändlich betrogen. Es thut mir leid, daß ich das sagen muß, aber kein Christenkind wird nach eiff Monaten geboren, und Ihre Frau hat sich, bald nach Ihrer Abreise mit einer berühmten Weibsperson

person herumgeschleppt. Ist Ihnen das kurz genug?“

William stand, und hielt sich an der Lehne eines Sessels. Er starckte die Wirthin an, seine Kniee zitterten; er wollte reden, seine Lippen bebten; daß Blut stoh aus seinen Wangen, drängte sich zum Herzen, ihm wurde dunkel vor den Augen, er sank ohnmächtig in den Sessel. Kengstlich trippelte die Wirthin fort, holte Hirschhorn aus ihrer Hausapotheke, und ein Stofgebet aus ihrem Herzen. Fast gereuete es sie, daß sie nicht lieber geschwiegen, und Betty's Strafe Gott und seinem Würgengel, dem bösen Gewissen, überlassen hatte.

William erwachte nur aus seiner Ohnmacht, um von Surien gepeinigt zu werden. In der ersten Minute wollte er hinauf, wollte das treulose Weib ermorden, und den Bastard gegen die Wand schleudern. Aber die Wirthin verriegelte die Thür, und umklammerte ihn kreischend. Nach dem ersten heftigen Toben gab die wohlthätige Natur ihm Thränen, blutige Thränen! das Herz weinte sie. „Ist das Lohn

„und Dank für meine Liebe? ich habe mich die
 „Nächte hindurch halb blind gearbeitet; ich habe
 „dreyimal mein Leben Sturm und Wellen preis
 „gegeben; sie hat mich aus den Armen meiner
 „Familie gerissen; sie hat den Fluch meines Va-
 „ters auf mich geladen — O mein Vater! du
 „stirbst vielleicht in diesem Augenblicke mit ei-
 „ner Verwünschung gegen deinen unglücklichen
 „Sohn! Fort! fort zu seinen Füßen! daß die
 „Schlange mir nicht auch seinen letzten Segen
 „vergifte!“ So wimmerte er, und tappte nach
 der Thür, und wankte über die Straße, und
 taumelte in seines Vaters Hause die Treppe hin-
 auf — Da kam ihm ein weinender Bedienter
 entgegen! „Der alte Herr ist eben gestorben.“
 William sank in die Knie und krümmte sich auf
 den Stufen, umfaßte krampfhaft das Treppen-
 geländer, und winselte kaum hörbar. *1822 101*
 Er soll fand ihn sein guter Dheim, der ihn
 vormals unterstützt hatte. Mit Mühe zog er
 den Bewußtlosen nach sich, bis in das Zimmer,
 wo die ganze Familie versammelt war, um das
 Testament des Verstorbenen zu eröffnen. Die

Blicke seiner Bettern und Basen flogen nach
 ihm hin, als er wankend hereintrat. Sein Haar
 sträubte sich wild empor, auf der Treppe hatte
 er sich die Säen blutig gefallen, das Blut ries-
 felte über sein leichenblaßes Antlig, er sah gedö-
 llich aus. Sein starres Auge irrte gedankenlos
 umher, der Dheim gab ihm einen Sessel, er
 sank hinein, verbarg die rechte Hand in seinem
 Busen, und wühlte mit den Nägeln in seinem
 Fleische.

Das Testament wurde verlesen, er hörte
 nichts davon. Gegen das Ende fiel sein Blick
 von ungefähr auf ein Bildniß seiner Mutter, das
 im Zimmer hing, und ihn anlächelte — er
 stieg heftig an zu weinen. Der Dheim trat zu
 ihm, und wollte ihn trösten, denn er glaubte, die
 Thränen seines Neffen stößen, weil der Vater
 ihn enterbt, und, nach englischen Gesetzen, ihm
 nicht mehr als einen Schilling statt des Pflicht-
 theils vermacht hatte. „Bedenke, lieber Wil-
 „liam,“ sagte der Dheim, „wie dein Vater zu die-
 „sem harten Schritte gereizt worden ist. Die
 „Ausführung deiner Frau — du weißt vielleicht

„nicht, daß sie noch in seinen letzten Tagen ihn „einst, in Gesellschaft einer Buhlerin, auf öffentlicher StraÙe verspottet hat.“ —

„Ha!“ rief William knirschend, und sprang auf, und zog die blutige Hand aus seinem Busen; „retten Sie mich, guter Dheim! retten Sie mich von diesem teuflischen Weibe!“

Sanft und schonend versuchte der Dheim Alles, um ihn zu beruhigen, bot ihm eine Wohnung in seinem Hause an, und rieth ihm, Betty nie wieder zu sehen. William war zum Kinde geworden, er willigte in Alles, er ließ sich zu allem her, was man von ihm begehrte. Bald zuckte der Schmerz, bald grinzte der Wahnsinn in seinen Zügen. Bewußtlos folgte er dem wohlmeinenden Dheim nach Hause; bewußtlos schrieb er ein Billet an Betty, welches dieser ihm in die Feder sagte. Es enthielt in wenigen, kalten, bittern Worten, den Entschluß, sie nie wieder zu sehen, und die Ursach dieses Entschlusses. Kaum war dieser Brief abgefertigt, als der Dheim ihn mit sanfter Gewalt in einen Wagen setzte, und um ihn zu zerstreuen, mit ihm aufs Land fuhr.

Betty

Betty hatte, als ihr Mann ausgegangen war, frohes Muthes ihr Kind gesäugt, und als es an ihrem Busen einschlummerte, legte sie es lächelnd in die Wiege, band eine reine Schürze vor, und gieng in die Küche, um für William ein schmackhaftes Abendbrod zuzurichten. Hier fand sie der Bediente mit dem Billet, als sie eben ein munteres Liebchen trällerte.

Es wäre Kühn, ihren Zustand beschreiben zu wollen. Sie sank am Feuerheerd nieder, kein Mensch kam ihr zu Hülfe. Sie kroch in ihr Zimmer, und wimmerte an der Wiege ihres Kindes, kein Ohr hörte ihr Wimmern. Die Nacht kam, der Schlaf floh ihr Auge, und am Morgen schüttelte sie ein heftiges Fieber. Thränen waren ihre einzige Nahrung, Blut sog das arme Kind aus ihren vertrockneten Brüsten. So lag sie, nur von einer alten Magd bedient, und verschmähte jede Hülfe; stieß jede Arzney von sich. Bald theilte der unschuldige Säugling die körperlichen Quaalen seiner unschuldigen Mutter, doch, wohl ihm! die Quaalen ihrer Seele theilte er nicht.

T 5

Beth

Zehn Tage waren langsam vorübergekrochen, als William das Landhaus seines Oheims verließ, mit eben dem zerfleischten Herzen, mit welchem er es betreten hatte. Der gute Alte hatte es aufgegeben, ihm Trost zuzusprechen, und erwartete Alles von der Zeit. Bey seiner Rückkehr nach der Stadt ließ er sein erstes Geschäft seyn, Betty's Wohnung aufzusuchen, um der unglücklichen Gattin ihre Einwilligung zu einer Scheidung abzubringen.

Er trat in ihr Zimmer, und fand das Bild des Sammers und des Todes. Betty lag kraftlos mit erloschenen Augen, ihr Kind neben ihr war bereits entschlummert. Als Betty hörte, wer der Mann sey, der gefährdet und stumm an ihrem Lager stand, raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, um ihre Unschuld zu betheuren. Der gute Alte wußte wohl, daß die Lüge überall in der Welt zu Hause ist, nur nicht am Sterbebette. Jedes Wort, welches die Kranke hervorstammelte, schnitt ihm durchs Herz. Er übersah nun den ganzen Zusammenhang zufälliger Begebenheiten, in welche Schicksal und Leicht-

Leichtfinn das arme Schlachtopfer verwickelt hatten. Er hätte mit Freuden seine letzten Tage aufgeopfert, um das Leben der Unglücklichen zu retten. Er versuchte es, ihr Trost, Muth und Hoffnung einzusprechen. Aber Hoffnung ist ein irdisches Gefühl, und Betty's Seele schwebte schon in bessern Gefilden. Sie hatte nur noch Einen Wunsch, den, ihren verführten, von ihrer Unschuld überzeugten Gatten noch einmal an ihre Brust zu drücken.

Der Oheim sandte schnell einen Boten nach William. Er schrieb auf einen Zettel: „Deine Frau ist unschuldig, eile sie zu retten!“

William eilte, flog — ach! er kam zu spät! Betty's Seele war entflohen! — — William wurde wahnsinnig, und starb bald hernach im Irrenhause.

Der von Zahnschmerzen geplagte Löwe.

Ein Löwe hatte sich einst an dem Schädel eines Decensenten einen Zahn ausgebissen; die Wur-

zel war stecken geblieben, und verursachte ihm grausame Schmerzen. Er schüttelte seine Mähne, er peitschte mit seinem Schweife die Lenden, und brüllte in die Gebürge, daß das Echo sein Angstgeschrey fürchterlich wiederhallte. Was fliehen konnte und durfte, floh; was aber zum Hofstaat gehörte, mußte sich versammeln, und zitternd abwarten, ob Se. Majestät vielleicht Belieben tragen würden, in Dero gerechtem Schmerz Einen ihrer unterthänigen Hoffschranzen zu verschlingen.

Feuer strömte aus den Blicken des Löwen, der königliche Geifer floss ihm aus dem Munde, „Da steht ihr nun Alle, ihr elenden Wichte!“ so brüllte seine Donnerstimme; „ihr wißt, daß ihr nur um meinethwillen geschaffen seyd, und doch kann keiner mir helfen. Wo ist mein Leib-„arzt?“

Schüchtern nahte sich der Fuchs, befahlte dem Patienten den Puls, und erklärte: daß nicht allein die Härte des zermalmtm Recensenten-Schädels Sr. Majestät diese Schmerzen verursache, sondern daß zugleich Etwas von dem

Recen-

Recensenten-Gift in die Blutmasse übergegangen sey, welches leichtlich ein Zahngeschwür und eine Fistel veranlassen könne. Er müsse daher unterthänigst rathen, die Wurzel des abgebrochenen Zahns durch den Hofchirurgus herausziehen zu lassen.

So zog Meister Fuchs sich aus der Verlegenheit, und überließ es dem Affen, welcher Hofchirurgus war, die gefährliche Kur vorzunehmen. Der Affe nahte sich mit Beben, und als der Löwe seinen Rachen öffnete, um ihn hineinschauen zu lassen, sprang er schauernd zurück.

„Nun wirds bald?“ brummte der Patient, „oder soll ich dich zu einem Pflaster zermalmen, und auf die schmerzende Stelle legen?“

Der Affe hatte nicht Lust, es so weit kommen zu lassen. Er raffte allen seinen Muth zusammen, fuhr mit der Hand in den königlichen Rachen, betastete den Schaden, und erbot sich, die Operation flink und geschickt vorzunehmen. „Aber, sagte er, die Zahnlücke wird einen Uebelstand in dem königlichen Munde verursachen; ich wollte daher ohnmaßgeblich rathen, sogleich „einen

„einen andern Zahn, welcher einem lebendigen Thiere auf der Stelle ausgerissen wird, an den Platz des verdorbenen zu setzen. Ich lese schon in den Augen aller Umstehenden die eble Begierde, ihre Zähne zum Gebrauch Ihrer Majestät aufzuopfern, und es wird schwer halten, diesen eblen Wettstreit zu entscheiden.“

Es war jedoch nicht so schwer, als Meester Affe glaubte, denn die Höflinge ringsumher schwiegen mühschenstill, und verkrochen sich Einer hinter dem Andern. Nur ein gutmüthiger Esel — denn an diesem Hofe gab es auch Esel — meynte, sein Glück sey gemacht, wenn er in dem Rachen des Monarchen einen mächtigen Fürsprecher habe, der Bein von seinem Bein sey. Dummdreist trat er hervor, und erbot sich, die unanständige Lücke durch einen seiner Zähne auszufüllen.

Der Affe schritt zum Werke, und brach ihm einen Zahn aus der Kinnlade, der aber unglücklicherweise zu groß war. Er riß einen andern heraus, der war zu klein, und wackelte in der Lücke. Ein dritter war zu schmal, und ein vier-

ter zu breit. Er spazierte mit seinem Pektan in dem Maule des Esels auf und nieder, hotee halb oben bald unten, bald hinten bald vorne einen Zahn heraus, aber keiner wollte passen. Vergebens schrie und klagte der arme Esel jämmerlich, daß ihm kein einziger übrig bliebe, um eine morsche Distel zu zerkauen. Ehe eine Viertelstunde verging, stand er zahnlos und blutend und mit gesunkenen Ohren da. Demohngeachtet blieb die königliche Zahnlücke noch immer unausgefüllt.

Da erhob sich der Löwe in seinem Grimme: „Du Schurke!“ brüllte er, „der du nicht einmal einen brauchbaren Zahn in deinem Rachen hast, was hindert mich, daß ich dir nicht auch den Kinnbacken ausreißen lasse! Geh, und komm mir nie wieder vor die Augen!“

Höflinge! merkt es euch! der beste Wille, das größte Opfer, wenn sie — ohgleich ohne eure Schuld — nicht die gehoffte Wirkung thun, werden von dem Großen mit Undank belohnt.

Der Schmetterling und die Turteltaube.

Ein altes Sprichwort sagt: Jedes Gleichniß hinkt. Das gilt unter andern auch von einem flatterhaften Liebhaber, welchen man gewöhnlich mit einem Schmetterling zu vergleichen pflegt. Warum? ich weiß es nicht.

Als ich vor einigen Tagen in meinem Garten unter einer Linde lag, in deren Wipfeln eine Turteltaube gierete, sah ich ein Paar Schmetterlinge um ein Blumenbeet flattern. Sie setzten sich bald auf die Rose, bald auf die Nelke, dann verfolgten sie sich, gaukelten um einander her, verloren sich nie unter hundert andern, hoben sich endlich zusammen in die Luft, und verschwanden hinter der Mauer.

Ich ließ meiner Phantasie freyes Spiel. Wenn nur Einer dieser Schmetterlinge, dachte ich bey mir selbst, die Turteltaube da oben fragte: „Warum gierest du so traurig?“ und diese antwortete: „Geh, du hast keinen Sinn „für meine Bärtlichkeit;“ würde nicht der Schmetterling mit Recht erwidern können:

„Gute

„Gute Freundin, du irrst, wenn du aus „den Schäfergedichten der Menschen schließt, „daß du allein zu lieben verstehst, wir hingegen „nur treulos bühlen. Es ist wahr, wir flattern „um Blumen, aber die Blumen lieben wir „nicht. Wir lieben unsere Weibchen so gut wie „ihr die eurigen, und vielleicht noch mehr als „ihr; denn statt ihnen ewige Klagen vorzugirren, machen wir bald die Rose, bald die Nelke „zum Tummelplatz unserer Freude, und flattern „von Vergnügen zu Vergnügen. — Glaube „mir, es giebt nur ein Thier auf der Welt, „das zum Wilde der Treulosigkeit dienen kann, „und dieses Thier ist der Mensch.“

Das Alter.

*Vbi iam valadis quassatum est viribus aeti-
Corpus et obtusus ceciderunt viribus artus
Claudicat ingenium, delirat linguaque mens-
tatorque.* Lucret.

Hat gleich Formey ein eignes Buch über die Vortheile des Alters geschrieben, so blei-

...

be ich doch dabey: es ist besser jung zu seyn. Was ist das für ein Vortheil, der uns am Genuß aller andern Vortheile hindert? Das Alter ist ein Geschenk der Natur, aber unter harten Bedingungen; ein Geschenk, das fast immer Undankbare macht. Wie jung man auch sey, man erreicht die Hütte des Alters geschwind, wenn man auf der Bahn des Vergnügens dahin wandelt. Es giebt unmnübdige Geiße; wer das Leben der Jünglinge beobachtet, der muß erstaunen, daß die Menschen noch so alt werden. Aber welche ein Alter! sie laufen in den Hafen mit leeren Schiffen, morschem Thauwerk und zerrissenen Segeln. Der Steuermann, die Seele, sitzt krank und schwach am zerbrochenen Ruder.

Warum pflückt man alle Blumen im Frühling? Der Winter ist lang mit Blumen, und die wenigen, die der ausgemergelte Boden hervorbringt, duften nur schwach. Auch diese wenigen muß man früh gepflanzt und mit Sorgfalt gepflegt haben. Das Alter ist die Zeit der Trübsale, des Mangels, der Unfruchtbarkeit. Wohl dem, der

in

in die Zukunft blickte, und sich zeitig durch Mäßigkeit einen guten Magen verschaffte; durch Bewegung Kräfte, durch Erfahrung Weisheit sammelte, und endlich durch Lectüre die Kammern seines Gedächtnisses ausschmückte. Auf solchen Säulen ruht das baufällige Haus; so kämpft das Alter gegen seine Schwächen; so verscheucht es seiner fürchterlichsten Feindin die Langerweile, welche eine Tochter der Kultur ist.

Ein Greis mit solchen Hülfquellen ist ehrwürdig wie die Ruinen eines alten Tempels. Hier steht eine abgebrochene Säule, dort liegt eine verstümmelte Statue; aber abgebrochen und verstümmelt ergößen sie noch das Auge des Kenners. So war Fontenelle. Sein Frühling trug schon reife Früchte, sein Alter trug noch Blüten. So ist Wieland der Uner schöpfliche.

Zuweilen scheint es sogar, als müsse die Blüte des Körpers erst abfallen, ehe die Frucht des Geistes reifen kann. Ist es doch beynah, als ob die Augen des Körpers von dem Lichte des Geistes erblindeten; als ob die Natur dem Greise einen Erfsak gewähren wolle.

Die ersten Acte des Schauspiels, der Mensch, sind gewöhnlich ohne Interesse; im dritten und vierten schürzt die Leidenschaft den Knoten; wohl uns, wenn im fünften die Tugend ihn löst. Das Alter ist eine Rolle, die nicht so leicht zu spielen ist, als man glaubt; die meisten hatten sie für eine komische Rolle. Das Alter, sagte Montaigne, giebt der Seele mehr Runzeln, als dem Gesichte. Die Seele verschimmelt. Ja, er wagt sogar die Nuthmaßung, Socrates habe sich vorsätzlich zum Tode verurtheilen lassen, weil er in einem Alter von siebenzig Jahren die Abnahme seiner Geisteskräfte verspürt. — Montaigne war dem Alter nicht hold. Er erzählt, daß er in seiner Jugend Nasenstübe dafür bekommen. Aber Nasenstübe beweisen nichts.

Schon Lucrez machte vor Jahrtausenden, was Erasmus von Rotterdam vor Jahrhunderten copirte. „Nur die Runzeln, welche der Greis auf seiner Stirn, die Geburtsstöße, welche er auf seinem Rücken trägt, unterscheiden ihn vom Kinde. Uebrigens sind beyde sich gleich, beyder

„Haar falb, beyde ohne Zähne, beyder Körper schwächlich, beyde gelüsten nach Milch, beyde stammeln, sind schwachhaft, ungeschickt, ver-
„gesslich, unbedachtsam; der Greis geht aus der
„Welt wie das Kind, ohne des Lebens müde zu
„seyn, ohne den Tod zu empfinden.“

Das Alter ist freylich nicht die Epoche großer Thaten. Wen das Schicksal zum großen Manne bestimmt, sagt Philipp de Commines, den führt es immer jung in den Tempel der Ehre. Des Alters Schwäche, verlorne Reizbarkeit gegen Lob und Ruhm, sind nicht die Augenblicke, um Lob und Ruhm zu erzingen. — Drusus, Hannibal, Scipio, und hundert Andere, pflückten ihre Lorbeeren vor ihrem dreißigsten Jahre, und neunzehn Jahre zählte August, als er Richter der halben Welt wurde. „Wie!“ sprach der jüngere Kato zu denen, die ihn vom Selbstmord abhalten wollten, „könt ihr mir vorwerfen, ich verliese das Leben zu früh?“ und er zählte damals kaum acht und vierzig Jahre.

Herr Casar hat in seinen Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt auch einige Blätter

dem Alter gewidmet. Dasselbst erklärt er die Achtung für das Alter unter andern aus folgenden Gründen:

„Wir bemerken die Ruhe, die Güte des Herzens, die auf seinem Gesichte ausgedrückt sind; das in sich selbst zurückgezogene Wesen, und das Bewußtseyn, das aus seinen Blicken spricht; die stille Größe, die aus seinen Handlungen hervorleuchtet.“

Herr Cäsar setzt hier sehr freygebig Dinge voraus, die man nur selten bey einem Greise antrifft. Die Ruhe? — sie ist bey dem Alter meist gedankenlos, ein Uebergang zum Tode, ein Vorbild des Todes, ein Vorrecht der Ruhe im Grabe. — Die Güte des Herzens? — Entweder er besaß diese Eigenschaft sein ganzes Leben hindurch, und dann wird sie unrichtig dem Alter beygemessen; oder er ward aus einem bösherzigen Manne ein gutherziger Greis, und dann that er einen Schritt in die Kindheit zurück. Die Erfahrung sey Zeuge, wie nahe ein gutherziges Alter an Kindeschwäche grenzt. — Das in sich selbst zurückgezogene

Wesen?

Wesen? — mit andern Worten: das ungeschickliche, welches dem Alter aus hundert Ursachen anklebt. Das Zurückziehen des Weisen aus dem Alltagskreise verleumdender und Kartenspielender Geschöpfe ist dem Manne wie dem Greise eigen. — Das Bewußtseyn, das aus seinen Blicken spricht? — Nun, dieses Bewußtseyn muß sich auf Thaten gründen, die sich aus der Epoche des Mannes hervorsprechen, und dann ist es ja nur eine Ebschaft, welche der Mann dem Greise vermacht. — Die stille Größe, die aus seinen Handlungen hervorleuchtet? — Hier macht Herr Cäsar einzelne Ausnahmen zur Regel, denn in der Regel habe ich gewöhnlich an dem Greise eine stille Kleinheit bemerkt. — Wie kommt es denn, daß der Wilde in gemein seine Väter höher achtet, als der cultivirte Europäer? — Mich dünkt, das kommt daher, weil der Wilde die Erfahrung seiner Greise nothwendiger braucht als wir. — Ein Komet erscheint. Der Wilde hat keinen Fontenelle, der ihm der Welten Mehrheit in amuthigen Ge-

sprächen vordemonstrirt. Aber dort lauert ein zahnlöser Greis vor seiner Hütte, hält die kurze Tabackspfeife mit den Lippen, sammelt Jünglinge und Männer um sich her, und erzählt dem hochenden Hausen: wie vor fünfmal zehn Jahren ein solcher Wandelstern auch in Westen erschienen, wie bald nachher ihre Nation den Tomahak gegen die unruhigen Nachbarn ergriffen, und erst nach manchem blutigen Kampfe das Kalumet geraucht.

Die Wilde lehrt kein Brinckenhof die Taktik, kein Tempelhoff erzählt ihm die Geschichte ehemals geführter Kriege, kein Mannheim'scher Astronom hinterläßt ihm Wetterbeobachtungen; der Greis ist seine Encyclopädie. Alles, was der Europäer in Büchern liest, muß der Wilde von dem lernen, der das große Buch der Natur und Erfahrung vor ihm durchblättert.

Nur darum gehorchen die Indianer ihres Heerführers Willen erst dann, wenn er mit dem Rath ihrer Alten übereinstimmt. Nur darum vrachtet der junge Wilde oft den Rath seines Vaters, um den seines Großvaters zu befolgen.

folgen. Nur darum schweigen die Araber, wenn ihr Theil redet, stehen auf, wenn er unter sie tritt, und gönnen ihm das Vorrecht, Kleidung von glänzenden Farben zu tragen. Nur darum beugen sich die Chineser, vom Kayser, der sich einen Sohn des Himmels nennt, bis zum Knaben, der ihm den Fächer nachträgt, ehrfurchtsvoll vor dem Alter. Denn dort, wo jeder Ausdruck im Schreiben eine eigene Figur erfordert; wo man den Mandarin für einen Gelehrten hält, der seine Muttersprache zu schreiben versteht; dort ist nur wenigen der Vortheil vergönnt, der Quelle der Erfahrung in Büchern nachzugraben. Der Chineser, wie der Wilde, muß zum Greise seine Zuflucht nehmen. Daher erkläre ich mir auch jenes Etikette, welches in China dem Fremden — und unter dem Fremden dem, der aus der fernsten Gegend kommt — und unter diesen dem Ältesten den Ehrenplatz einräumt. Der Fremde — so wähnt die Einbildungskraft — besitzt mehr Erfahrung als der Einheimische, der Greis mehr als der Mann. Nur darum schärfte Minos den Jünglingen von Kreta die Ehrfurcht für das Alter ein;

ein, nur darum gab Lykurgs Gesetz jedem Greise das Recht eines Vaters über Jünglinge und Kinder. Die Schriften der Philosophen und Moralfisten wurden nur abgeschrieben, und konnten daher nur Wenigen nützen. In unsern Tagen hat die Buchdruckerkunst das Ansehen des Alters gestürzt; jedes gedruckte Buch ist ein Geis, den man um Rath fragen kann, ohne seine Launen ertragen zu müssen.

Wohlan dann! ihr Greise! die Zeiten sind nicht mehr, wo man euch Achtung zollte, weil nur ein Blick hinterwärts auf drey Viertheilen eines Jahrhunderts ruhte. Nicht das Silberhaar, das ihr zur Schau tragt, nicht das zitternde Haupt, oder der gekrümmte Rücken, der unter dem gewaltigen Arm der Zeit sich beugte, leihen euch ein Recht auf die Ehrfurcht eurer jüngern Brüder. Wälzet nicht auf den Jüngling ein Verbrechen wider die Natur; klaget nicht, daß man euch lächerlich mache, wenn eure Köpfe Flaschen ähnlich sind, welche einst ein geistiges Getränk in sich faßten, dessen Spiritus aber schon längst verraucht ist. Wer am Abend

seiner Tage im Sonnenstrahl der Liebe, im erquickenden Schatten der Ehrfurcht ruhen will, der muß säen als Jüngling, und erndten als Mann; dann ist der Genuß dem Greise vorbehalten.

Wer hätte das geglaubt?

Eine unglückliche Begebenheit, welche einem Ehemanne wiederfuhr.

In Wien, wo es eine Menge Menschen giebt, die es schwarz auf weiß haben, daß sie edle Menschen sind, lebte einst ein junger Freyherr als Slave von Allem, was ihn umgab. Ein Paar schöne Augen nahmen ihn gefangen, die Mode fesselte ihn, das Vorurtheil warf ihn in den finstern Kerker; und trotz Allem dem hörte er doch nicht eine Minute lang auf Freyherr zu seyn. Ja was noch mehr ist, er war ein schoneer Freyherr, und wäre er ein Bürgerlicher gewesen, so würde ich sagen, er war ein lieber Junge. Er verband ein weiches Herz mit ei-

ner edlen Gestalt, und es hatte seiner Mutter viele Mühe gekostet, einen Becken aus ihm zu bilden. Aber durch unermüdeten Fleiß und Sorgfalt war es ihr doch endlich gelungen, und folglich liebten ihn alle Damen, und er liebte sie alle wieder. Man hatte sogar Beyspiele, daß die Verbindungen seines Herzens Monate lang gedauert; doch nie that er sich oder seinen Geliebten durch eine überlästige Treue Zwang an. Er besaß den feinsten Beobachtungsgeist, wenn es darauf ankam, den Blick oder das Wort zu fassen, der oder das ihn zum Siege rief; aber er war auch bescheiden genug, den Bloßenschlag nie zu überhören, welcher die Stunde der Trennung verkündete.

Mit diesen Eigenschaften konnte es ihm nicht fehlen sein Glück zu machen. Eine seiner Geliebten schuf aus ihm einen Kammerjunker, die andere einen Obersten, die dritte einen Kammerherren, die vierte einen Hofmarschall. Er versuchte Alles, genoss Alles, und ward endlich Alles überdrüssig. Es gieng ihm, wie dem weisen Könige Salomo, der, weil er dreyhundert

Rebsweiber hatte, einst sehr unweise behauptete, Alles auf der Welt sey eitel. Hätte er ein einziges geliebtes Weib besessen, keine solche Albernheit wäre ihm entschlüpft.

In einem jener satten Augenblicke war unser Held kurz vor dem Abendessen nach Hause gefahren. Wohl dem Menschen, der am wenigsten Langeweile empfindet, wenn er zu Hause ist; ein Solcher gehöret unter die Zahl der bessern Menschen. Unser Freyherr Hofmarschall saß auf dem Sofa, streckte die Füße weit von sich, gähnte, streichelte das Windspiel, und ließ die Floßtenuhr spielen. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er verheirathet sey. Was Wunder, daß auch wir es vergaßen, da er selbst eben zum erstenmal daran dachte.

Apropos! sagte er und klingelte. Ein Bedienter trat herein. „Geh zu der gnädigen Frau, und frage, ob ich das Vergnügen haben könne sie zu sehen?“

Der Bediente horchte hoch auf, traute seinen Ohren nicht, und ließ sich den Befehl wiederhohlen, den er endlich kopfschüttelnd befolgte.

Die Frau Baronesse war die liebenswürdige Tochter eines Landbesitzers, eine Blume, die, von der Hofluft gedrückt, ein wenig ihr Haupt neigte, aber doch nie ganz verwelkte. Um der Langeweile zu entinnen, blieb ihr nichts anders übrig, als mit dem Strom der großen Welt zu schwimmen. Sie und ihr Gemahl begegneten sich zuweilen, vermieden sich nie und suchten sich nie. Vor ihrer Vermählung hatten sie sich wenig gesehen, und nachher hatten sie keine Zeit dazu. Es gab Leute genug, die den Freyherrn der Nähe überhoben, seine Frau reizend und geistreich zu finden, und ihr bot sich überall Genuß dar, wo nicht für ihr Herz, doch für ihre Eitelkeit.

Die Botschaft ihres Gemahls traf sie gerade in einer Gemüthsstimmung, die der seinigen ziemlich ähnlich war. Sie wußte nicht, was sie von diesem unerwarteten Besuche denken sollte; indessen ließ sie ihm sagen, sie werde ihn mit Vergnügen empfangen. Er kam, fragte, ob er nicht beschwerlich falle? setzte sich, sprach vom Wetter, von den Neuigkeiten des Tages u. s. w.

Die

Die Unterhaltung war in Ansehung der Gegenstände sehr alltäglich, doch seine Lebhaftigkeit und Amaliens Geist legten Interesse darin. Die Zeit verstrich, man wußte nicht wie. Er sah nach der Uhr, wunderte sich, daß es schon so spät sey, und bat um Erlaubnis mit ihr zu speisen.

„Sehr gern,“ versetzte Amalie, „wenn Sie mit einem mageren Souper vorlieb nehmen wollen.“ Es ward aufgetragen, man spielte und man war fröhlich, ohne lärmend zu seyn. Dieses stille Vergnügen hatte den Reiz der Neuheit für die Gäste. Beyde waren liebenswürdig, ohne es scheinen zu wollen, und dann ist man es gewöhnlich am meisten. Sie waren eine ganz neue Bekanntschaft für einander; die Stunden flogen pfeilschnell vorüber, und wie es endlich Zeit zum Schlafengehen wurde, verließ der Hofmarschall die Hofmarschallin sehr zufrieden mit seinem Abend.

Des andern Tages war er zu einem Concert eingeladen; und erfuhr erst spät, daß wegen Krankheit eines der Virtuosen, das Concert aufgeschoben sey. Was sollte er nun mit den

läst-

lästigen Abendstunden anfangen? Er erkundigte sich im Vorbeygehen nach seiner Gemahlin, und hörte sie sey ein wenig unpäßlich. „Hm! dachte er, es ist doch der Höflichkeit gemäß, daß ich selbst von ihrem Befinden Nachricht einziehe.“

Er ließ sich melden, bat um Erlaubniß, ihr bis zum Souper Gesellschaft zu leisten, und wurde sehr artig empfangen. Er war munter, aufgeweckt, galant; die Stunde des Abendessens rückte heran, und diesmal war es Amalia, die ihn zu bleiben bat. Jrgend eine Gräfin hatte ihn zu einer Parthie Cassino eingeladen, aber er blieb. Die Unterhaltung war eben so angenehm und noch ungezwungener als das Erstemal.

„Wissen Sie auch, sagte Amalie, daß man wenigstens nicht vermuthen wird, warum Sie der Gräfin nicht Wort gehalten haben?“

Er lächelte, und schwieg einige Augenblicke.

„Ich muß Ihnen was im Vertrauen sagen,“ hub er endlich an, indem er mit der Gabel spielte, „Etwas, das Sie vielleicht mehr freymüthig als galant finden werden. Sie können nicht glauben, wie sehr Sie seit Ihrer
„Ver-

„Verheirathung sich zu ihrem Vortheil verändert haben.“

„Seit meiner Verheirathung?“ antwortete Amalie schäckernd; „ich glaube, sie geschah ungefähr um die nämliche Zeit als die Ihrige.“

„Ganz recht, Madam, aber es ist unergreiflich, welche glückliche Verwandlung mit Ihnen vorgegangen ist. Sie waren damals so verlegen, und — mit Ihrer Erlaubniß — so ländlich, links — man erkennt Sie kaum wieder. Ihr Geist ist nicht mehr der nemliche, selbst Ihre Züge haben sich verschönert —“

„Wohlan, mein Herr, ohne Ihnen das Kompliment zurückgeben zu wollen, Alles, was Sie mir da sagen, dachte ich von Ihnen. Aber wahrhaftig, setzte sie spottend hinzu, es ist gut, daß uns Niemand behorcht, denn es scheint beynah, als ob wir uns Süßigkeiten sagten.“

Das Gespräch dauerte noch lange in demselben Tone, bis endlich Amalie nach ihrer Uhr sah, und mit einem reizenden Lächeln zu verstehen gab, es sey schon spät. Der Freyherr erhob sich zögernd, empfahl sich langsam, und gieng

langsam nach der Thür. Möglich kehrte er wieder um. „Madam,“ sagte er, „ich frühstücke des Morgens ganz allein, und ich finde das langweilig; wollten Sie mir wohl erlauben, meine Schokolade bey Ihnen zu trinken?“

„Wie es Ihnen gefällig ist,“ antwortete Amalie, und sie trennten sich noch zufriedener als Tages zuvor.

Am andern Morgen, als der Hofmarschall erwachte, fiel es ihm ein, daß diese häufigen Besuche bey seiner Frau ein anstößiges Aufsehen erregen könnten, und er ließ sich herab, seinen Kammerdiener zu bitten, daß er Niemandem Etwas davon sagen möchte. Dann warf er sich schnell in eine elegante Morgenkleidung, und schlüpfte hinter zu Amalien.

Amalie war eben mit der heftigsten Laune aufgestanden, daß Morgenroth auf ihren Wangen wetteiferte mit dem Morgenroth am Himmel, sie war munter, witzig, kurz, sie war allerliebste, und ihr Gemahl fand nach einer Stunde, daß es doch wirklich weit angenehmer sey in Gesellschaft zu frühstücken, als ganz allein, den

dem Spiegel gegenüber, seine eigene Gestalt anzugaffen, und in seinen eigenen gähnenden Mund zu schauen.

„Wer hindert Sie,“ sagte Amalie, „alle Tage hieher zu kommen, wenn es Ihnen bey mir gefällt?“ Er gab zu verstehen, daß er befürchte, vielleicht andere Besuche abzuschrecken.

„Sie. Ich werde Niemanden vermissen, so lange sie mich schadlos hatten.“

Er. Wahrhaftig, Madam, ich habe schon einigemal gewünscht, nicht ihr Gemahl zu seyn.

Sie. Warum das?

Er. Um Ihnen sagen zu dürfen — daß ich Sie liebe.

Amalie. Sagen Sie es immer um der Neuheit willen.

Er. Fürchten Sie nichts, ich hoffe mich nie so sehr zu vergessen. — Aber — wir haben, wie mich denkt, ein paar recht niedliche Soupers tête à tête genossen; wie wäre es, wenn Sie mir heute Abend ein drittes gäben?

Amalie. Von Herzen gern.

Die Verabredung wurde von beyden Seiten pünktlich erfüllt. Ihre Unterhaltung war dieses-

diesedmal weniger wichtig, weniger glänzend; man sprach weniger, man sah sich öfter an, der Geist verstummte einigemal vor dem Herzen, und es widerfuhr ihnen sogar, bey einer langen Pause, daß sie sich unwillkürlich die Hände über den Tisch reichten, und sanft drückten, ohngeachtet die Bedienten noch hinter den Stühlen standen. Ach! wer hätte das geglaubt! Amalie bemerkte recht gut, daß es schon sehr spät sey, aber sie sah nicht mehr nach der Uhr. Ihr Gemahl machte nicht die geringste Anstalt sie zu verlassen; er beklagte sich über Trägheit, und doch war er nicht schläfrig. Mit einem Worte: von diesem Tage an trennte man sich nicht mehr des Abends, sondern des Morgens, weil man dann gleich bey der Hand war, das Frühstück zusammen einzunehmen.

Der Herr Hofmarschall, von seiner neuen Eroberung entzückt, führte Amalien einige Wochen nachher aufs Land, wo sie mit Erstaunen gewahr wurden, daß das Schauspiel der Natur und das Concert der Nachtigallen alle andere Schauspiele und Concerte weit übertrifft. Sie

waren anfangs willens, nur ein paar Tage zu verweilen, sie wollten jeden Morgen abreisen, und entschlossen sich jeden Abend anders. Als endlich der selbe Herbst herannahete, kehrten sie nach der Stadt zurück. Sie besuchten noch am nämlichen Tage das Schauspiel, und Unser Held hatte den Muth, mit Amalien in die innere Loge zu erscheinen. *ich will es nicht mehr sagen*

Wer hätte das geglaubt! So weit kam der unbedachtsame Schritt führen? Spiegelt euch, ihr Ehemänner der großen Welt, an diesem traurigen Beispiele. *mit demselben*

Apulejus.

(Dieser Aufsatz mag zugleich als Probe einer neuen und freyen Bearbeitung von Bayle's Wörterbuche dienen, von welcher der Verfasser, in Verbindung mit einigen Gelehrten, in künftiger Diermesse die beyden ersten Bände zu liefern gedankt.)

Apulejus war ein platonischer Philosoph, den Jobermann als Verfasser des goldenen Esels

kennt. Er lebte im zweyten Jahrhundert unter den Antoninen. Ob er zehn Jahre früher oder später gelebt habe, darüber haben gelehrte Männer in dicken Büchern gestritten. Es verliert oder gewinnt Niemand dabey. Sein Geburtsort war Madaura, eine römische Kolonie in Africa. Er stammte aus einer angesehenen Familie, denn sein Vater begleitete die erste Würde in der Kolonie, das heißt, er war Duumvir. Seine Mutter, eine Thessalierin, zählte den Mutarch unter ihre Ahnen.

Er genoß eine gute Erziehung, war schön, geistreich, und wurde gelehrt; aber er machte sich der Zauberey verdächtig, und dieser Ruf war ihm nachtheilig. Um Weisheit zu erlernen, gieng er nach Carthago, Athen, und endlich nach Rom. Bey seiner Ankunft wußte er noch kein Latein; denn wenn gleich Madaura eine römische Kolonie war, so bediente man sich dort doch nur der Punischen Sprache. Sein Genie half ihm aus dieser Verlegenheit, er lernte in kurzem Latein ohne Jemandes Beyhülfe.

Eine unersättliche Begierde, alles zu wissen, trieb ihn aus einem Lande in das andere,

machte

machte ihn zum Eingeweihten verschiedener Mystorien. Seine Reisen zehrten sein Vermögen auf; er kam nach Rom zurück, wünschte sich dem Dienst des Ostis zu widmen, hatte aber kein Geld mehr, um die Unkosten zu bestreiten, welche mit der Ceremonie der Aufnahme verknüpft waren. Er ertrug den Mangel mit philosophischer Gleichmüthigkeit. „Ich habe,“ sprach er, „nicht Alles auf Reisen verschwendet, ich habe „oft meine Freunde unterstützt, meine Lehrer „belohnt, und ihre Töchter ausgestattet. Uebri- „gens laufe ich um mein ganzes Vermögen die „Verachtung dieses Vermögens, nicht zu theuer, „denn diese Verachtung ist mehr werth als mein „ganzes Vermögen.“

Um aber seinen Wunsch unter die Eingeweihten des Ostis aufgenommen zu werden, doch zu erfüllen, verpfändete er sogar seine Kleider, und brachte endlich das nöthige Geld zusammen. Er blieb nicht lange unter den Lehrlingen und Gesellen jener Freymaurerey der alten Welt, sondern stieg schnell bis zu den höchsten Graden hinauf. Das muß ihm aber doch kein Brod gegeben ha-

„Gilt nicht, daß ich in Rom nicht sein,

deu

ben, weil er Prozesse zu führen übernahm, und sich dadurch ernährte, denn er war berebt und gewandt, und es mangelte ihm nie an Klienten.

Bald vermehrte sich sein Wohlstand, da er eine gewisse Pudentilla heirathete, die weder jung noch hübsch, aber reich war, und einen Mann brauchte. Sie war Witwe, und verliebte sich in den schönen geistreichen Apulejus, er spielte keinesweges den Spröden, und die Vermählung wurde auf einem Landhause bey Ora, einer africanischen Seestadt, vollzogen.

Dieser Heirath verdankte er einen albernem Proceß, der einzig in seiner Art ist. Die Verwandten nemlich von den beyden Söhnen der Dame erster Ehe behaupteten, er habe Pudentilla's Herz und Geld durch Zauberey erobert. Sie klagten ihn daher vor dem Präconsul von Africa als einen Zauberer an. Er vertheidigte sich männlich. Die Anklage sowohl als die Vertheidigung sind lustig zu lesen.

„War,“ sprach der Kläger, „eine Frau nicht eine junge Witwe von sechzig Jahren? ein altes Weib verlehrt sich nicht mehr, und daher ist ihre Leidenschaft für dich übernatürlich.“

„Ich

„Ich könnte beweisen,“ versetzte Apulejus, „daß die alten Weiber sich oft verlieben, eben so wohl als die alten Männer, aber ich will lieber beweisen, daß meine Frau nicht so alt ist, als ihr glaubt.“ Und er bewies wirklich, daß sie kaum vierzig Jahre zählte, als sie ihm ihre Hand reichte.

„Aber,“ sagte der Kläger, „sie war schon seit vierzehn Jahren Witwe, wie wäre es ihr denn nun auf einmal eingefallen, sich zu verheirathen, wenn sie nicht behert wäre?“

„Sonderbar,“ entgegnete Apulejus, „Ihr wundert euch, daß eine Frau, die vierzehnjahre lang Witwe war, sich wieder verheirathet? Ihr solltet euch vielmehr wundern, daß sie sich nicht eher verheirathet hat. Um eine vierzigjährige Witwe an einen schönen Jüngling zu verkluppeln, ist keine Hererey vomnöthen.“

Darauf bewies er, daß sie nur ihrem Schwiegervater zu Gefallen so lange Witwe geblieben; daß diese Enthalttsamkeit endlich ihre Gesundheit untergraben; bis Aerzte und Hebammen ihr gerathen; das beste Mittel für ihre

end.

Æ 5

Vapours

Dapours sey ein Mann; Nun hat bekanntlich
 eine Frau in ihrem Alter keine Zeit zu verlieren,
 wenn sie noch Lust hat Kinder zu bekommen,
 folglich bedürfte es keiner Zauberey, und eines
 raschen Jüngling aufzuschwätzen. ^{und so ist die}
 Gewisse Proceffe sind freylich unangenehm
 für eine Frau, man muß hundert Dinge sagen,
 die man lieber verschwiegen hätte. ^{Indessen}
 wußte sich die junge Gemählin unsers Philo-
 sophen damit, daß eine vierzehnjährige Kränk-
 lichkeit den lebendsten Beweis für ihre Keusch-
 heit, ablegte; denn wenn nur ein Mann das
 Heilmittel war, warum denn gerade ein Ehe-
 mann? Aber so locken dachte die keusche Pu-
 dentilla nicht, sie heirathete lieber im Herbst ih-
 res Lebens einen jungen Menschen, der zu Athen
 mit ihrem Sohn in die Schule gegangen war,
 der nachher lange in ihrem Hause wohnte, der
 täglich Gelegenheit hatte, ihre Gunst zu gewin-
 nen, und der vor ihrem ältesten Sohne selbst
 überredet wurde, seine Mutter zu ehelichen.
 „Aber,“ sagte der Kläger, „warum hast du
 die Hochzeit auf dem Lande vollzogen? geschah
 einig, ^{das}

das nicht bloß, um deine Taufendkünsteley
 „besser zu verstecken?“ ^{Es geschah,“}
 „Es geschah,“ versetzte Apulejus, „aus zwey
 „sehr natürlichen Ursachen; denn erstens kostet
 „eine Hochzeit auf dem Lande weit weniger, als
 „eine in der Stadt; und zweitens ist das Land
 „der weiblichen Fruchtbarkeit weit zuträglicher.
 „Man lagert sich ins junge Gras, im Schatten
 „duftender Linden, umgeben von Millionen le-
 „benden Geschöpfen, die aus dem Schoos der
 „Erde hervormimmen, und alles das macht ei-
 „nen sanften freudbaren Eindruck auf junge
 „Neuvermählte, welche Pfänder ihrer Liebe zu
 „besitzen wünschen.“ ^{Durch deine Schönheit,“}
 „Durch deine Schönheit,“ fuhr der Kläger
 fort, „hast du das Weib berückt, und diese
 „Schönheit verdankst du der Zauberey. Ist es
 „nicht eine Schande, daß ein Philosoph zugleich
 „ein schöner Mann ist? daß sein Auge Abler-
 „blicke schießt, daß er Grübchen in den Wangen
 „hat, und seidnes Haar über seinen Nacken walle?“
 „Gehorsamer Diener!“ sagte Apulejus,
 „ich wünschte, dieser Punkt eurer Anklage wäre
 „wahr,

„wahr, und es thut mir sehr leid, daß er nicht
 „wahr ist. Uebrigens macht man wohl ganz
 „Erstenmale, seit die Welt steht, einem Men-
 „schen den Proceß über seine Schönheit? Wo
 „steht denn geschrieben, daß ein Philosoph nicht
 „schön seyn dürfe? Pythagoras war der schönste
 „Mann seiner Zeit, und Socrates beschleichen. Aber
 „kurz, diese Vertheidigung ziemt mir nicht, denn
 „was auch vielleicht die Natur mir gab, so hat
 „doch mein gelehrter Fleiß schon längst allein
 „Saft ausgetrocknet, die Farbe gebleicht, und
 „die Kräfte der ersten Jugend zerstört.“

„Aber,“ schrie der Kläger, „du hast Einem
 „deiner Freunde ein Zauberpulver zugesandt,
 „von geheimnißvollen Versen begleitet.“

„Ganz recht,“ antwortete Apulejus; „es
 „war ein Pulver, um die Zähne rein zu machen,
 „und die Versen enthielten die Beschreibung und
 „Wirkung dieses Pulvers. Ohne eben ein He-
 „reymeister zu seyn, habe ich immer geglaubt,
 „daß ein Philosoph vernünftig seyn müsse; daß es
 „besonders die Pflicht derseligen sey, welche öf-
 „fentlich reden wollen, weiße Zähne, einen aus-

„gepul-

„gepul-

„gespülten Mund und einen reinen Athem zu
 „haben. Eben so diejenigen, welche Lust haben
 „zu küssen. Hätte ich mit schwarzem Zähnen und
 „stinkendem Athem die Pudentilla gewonnen,
 „so möchtet ihr eher über Zauberey schreyen.“

„Wiest du auch leugnen,“ sprudelte der
 „Kläger, „daß du sogar einen Spiegel besitzest?“
 „Ey nun ja, warum denn nicht?“ versetzte
 „Apulejus; „ich habe einen Spiegel, aber ich sehe
 „nicht hinein. Es giebt manche Dinge, deren
 „sich mich bediene, ohne sie zu besitzen, und man-
 „che Dinge, die ich besitze, ohne mich deren zu
 „bedienen. Du mußt also vorher beweisen, wann
 „und in wessen Gegenwart ich in den Spiegel
 „gesehen habe.“

Der arme Apulejus fühlte sich über diesen
 „Punkt nicht so ganz rein. Er mochte in der That
 „wohl oft genug in den Spiegel gesehen haben,
 „und dem Himmel sey Dank, daß das heut zu
 „Tage kein Verbrechen mehr ist, denn ich wette,
 „daß Kant selbst jeden Morgen in den Spiegel
 „sieht. Aber kurz, Apulejus hatte nie hinein-
 „gesehn, als wenn er allein war, und folglich

„gepul-

konnte

Konnte man ihm diese schwere Sünde nicht be-
weisen.

Diesen ganzen lustigen Angriff auf seine
Schönheit und Keilichkeit hat er nachher,
samt dem Angreifer, der ein häßlicher Bauer
war, in einer seiner Reden lächerlich gemacht.
Er erzählt daselbst den Streit des Marsyas mit
dem Apollo, und parodirt seinen eigenen Proceß.

Schmerzlicher war ihm die Beschuldigung
der Habgüch. Er bewies durch seinen Heiraths-
contract, daß er von Pudentilla kein Geschenk
angenommen, und daß sie ihm nur eine mäßige
Summe versprochen, im Fall er sie überlebe,
oder der Himmel ihre Ehe mit Kindern segne.
„Und war es denn so unbillig,“ rief er aus, „für
alles, was ich aufopferte, einen Ersatz zu be-
gehren? Die reizende Pudentilla war weder
jung noch schön, und ich ein Jüngling, den
Glück und Natur an Leib und Seele nicht ver-
wahrlost hatten. Poetianus, mein Freund,
und nun mein Stiefsohn, überredete mich zu
diesem Bündniß, und gestand dabey, ich würde
mit einer Last auf den Nacken bürden.“

Darauf

Darauf führte er den Richtern zu Gemü-
the, daß er mit seinen Eigenschaften wohl eine
glänzendere Partie hätte thun können, und daß
es doch immer weit angenehmer sey, ein Mäd-
chen zu heirathen, als eine Witwe. Ein schönes
Mädchen, sagte er, so arm sie auch seyn möge,
besitzt immer eine große Mitgabe, nemlich ein
Herz voll Unschuld, die erste Blüte ihrer Reize
und die erste Frucht ihrer Gunst. Die Män-
ner haben wohl Recht, die Jungfrauenschaft so
hoch zu schätzen, denn alle andere Güter, die
eine Frau mitbringt, kann man ihr zurückgeben,
wenn man ihr keine Verbindlichkeiten schuldig
seyn will; nur dieses Eine, schönste Gut, er-
hält sie nie zurück, es bleibt ewig im Besiz des
ersten Mannes. Heirathet man aber eine Wit-
we, und man wird von ihr verlassen, so nimmt
sie alles mit, und ihr könnt euch nicht rühmen,
auch nur das Geringste von ihr übrig behalten
zu haben.

Er führt noch manche andere Gründe an,
warum es nicht gut sey, eine Witwe zu heira-
then, und zieht endlich daraus den Schluß, daß

Puden-

Pudentilla schwerlich einen Mann gefunden haben würde, wenn er nicht philosophische Selbsterleugnung genug besessen hätte, sie zu ehelichen.

Ob er, das hoch gerühmte Gut der Jungfräuschaft betreffend, Recht habe, muß der Geschmack entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß weder Becker noch Fleischer einen Kreuzer darauf borgen.

„Was willst du noch länger reden?“ schloß endlich der Kläger; „deine Frau selbst hat eingestanden, daß sie von dir behert worden, hier ist eine Stelle ihres eigenen Briefes.“

Der Brief war an einen Verwandten geschrieben, und diese Stelle lautete folgendermaßen:

„Ist Apulejus kürzlich ein Zauberer geworden, und ich bin von ihm bezaubert. Wahrlich! ich liebe ihn. Kommt bald zu mir, so lange ich meiner Sinnen noch Meister bin.“

„Hier,“ sprach der Kläger, „ist das überzeugendste Bekenntniß.“

„Ver-

„Verleumdung!“ rief Apulejus, „man zeige den ganzen Brief.“

Der ganze Brief mußte vorgezeigt werden, und lautete nun so:

Demn da ich mich um der angeführten Ursachen willen verheirathen wollte, hast du selbst mich überredet, ihn vor allen andern zum Gatten zu erwählen. Du bewunderst ihn, und wünschtest ihn durch dieses Band an uns zu ketten. Nun aber, da boshafte Menschen auch in den Dheeren liegen, ist Apulejus kürzlich ein Zauberer geworden, und ich bin von ihm bezaubert, u. s. w.

So ward der Verleumder entlarvt, und der Beklagte stellte diesen abscheulichen Kunstgriff im schwärzesten Lichte dar. Der Kläger zog sich nun in seine letzte Verschanzung zurück.

„Verwahrst du nicht,“ fragte er, „in einem Tuche, mit einer besonders abergläubischen Ehrfurcht, Gott weiß, welche Zaubermittel?“

Y

„Sch

„Ich bin,“ versetzte Apulejus, „in viele „Mysterien der Griechen eingeweiht. Daß ich die „äußerlichen Zeichen dieser Mysterien, welche „mir von den Priestern anvertraut wurden, in „einem reinen Tuche aufbewahre, ist es ein Ver- „brechen?“

So schlug er auch diese letzte Anklage nieder, worauf seine Feinde gebaut haben mochten, wie die Pfaffen auf die Freymaurer Werkzeuge, die sie bey Weisshaupt fanden. Apulejus wurde freygespröhen. Pudentilla ward durch ein rechtskräftiges Urtheil für häßlich erklärt, doch gab man zu, sie sey noch in dem Alter, Kinder zu zeugen. — O ihr! denen ungerechte Proceße das Leben verbittern, leset und murret nicht.

Der heilige Augustin behauptet, Apulejus habe es, trotz aller seiner Zauberer, doch nie dahin bringen können, daß man ihm ein öffentliches Amt anvertrauet, ohngeachtet er von gutem Hause, wohlgezogen, und durch seine Bedarfsamkeit berühmt war. Man könnte glauben, er habe eine philosophische Gleichgültigkeit gegen

alle

alle Ehrenämter vorgespiegelt; allein keinesweges. Er that sich im Gegentheil Etwas darauf zu gute, ein Priesteramt zu verwalten, mit welchem die Aufsicht über die öffentlichen Spiele verknüpft war, und ereiferte sich sehr gegen diejenigen, welche sich der Errichtung einer Statue widersetzten, womit die Einwohner von Orea ihn beehren wollten.

So spricht der heilige Augustin. Apulejus selbst behauptet zwar, seinem Vater in der Würde eines Duumvirs gefolgt zu seyn; aber der heilige Augustin mußte es festlich bestrafen, weil er ein Heiliger war.

Es fehlte nicht viel, so hätten die Heiden den Apulejus auch zum Heiligen gemacht. Sie behaupteten wenigstens, er habe eben so viele und größere Wunder gethan, als Jesus Christus. Die Seelen dieser Gottlosen brennen nun schon seit funfzehnhundert Jahren in der Hölle. Unser Philosoph hatte das Schicksal mancher andern: man sprach niemlich von seinen Wundern nicht eher als nach seinem Tode.

Dann sprach man, aber auch so laut davon, daß die Christen für nöthig hielten, den heiligen Augustin zu bitten, das unsinnige Geschwätz zu widerlegen. Er that es, und bekämpfte die Wunderkraft des Apulejus eben so schlecht, als er die seines Meisters bewies.

Apulejus war sehr fleißig, er arbeitete Tag und Nacht. Seine Frau soll ihm das Licht dabey gehalten haben. Das ist aber wahrscheinlich nur eine rednerische Figur des Herrn Sidonius Apollinarius, denn wenn sie gleich alt und häßlich war, so war sie doch zum Leuchten noch immer zu gut.

Er schrieb viele Bücher, in Versen und in Prose. Nur wenige derselben haben der Gewalt der Zeit widerstanden. Sein goldener Esel, ein Roman, in welchem er die Zauberer, die Pfaffen, die Episkopen und dergleichen Geschweiß lächerlich macht, ist sein bestes und berühmtestes Werk. Ob er den Stoff aus dem Lucian, oder aus dem Lucius de Patras, entlehnt, darüber mag der gelehrte

gelehrte Bayse mit dem gelehrten Moreti streiten, mir gilt es gleichviel. Man hat hundert Commentarien über den goldenen Esel geschrieben, die hundertmal dicker sind als das Buch selbst. Es enthält hin und wieder schmutzige Stellen. Die Episode der Psyche, hat Motiere zu einem vortrefflichen Schauspiele, und la Fontaine zu einem allerliebsten Roman umgeschaffen.

Apulejus redete eben so schön, als er schrieb, zwey Künste, die selten Hand in Hand gehen. Er declamirte öffentlich mit großem Beyfall. Als er sich zum Erstenmale zu Orea hören ließ, rief das begeisterte Volk einstimmig, man müsse ihm das Bürgerrecht ertheilen. Zu Carthago errichtete man ihm eine Statue, und viele andere Städte ahmten dieses Beyspiel nach.

Da man nicht recht weiß, wann er lebte, so weiß man auch nicht recht, wann er starb; ob seine junge reizende Gemahlin ihn mit Erben besenkt; ob er an ihrem verwelkten Busen

eine häuerhafte Zufriedenheit genossen; oder ob
er seine Bäuerkraft an jüngern Schönheiten
versuche habe; — Alle diese Umstände hat der
Schleyer der Zeit verhält. Wenigstens ist er
deshalb nachher nicht wieder verklagt worden.

...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...

...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...

...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...

...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...

...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...
...ind, ...